

Gillier Zeitung

Erscheint wöchentlich zweimal: Donnerstag und Sonntag früh.

Schriftleitung und Verwaltung: Presse nova ulica Str. 6. Telefon 21. — Anzeigen werden in der Verwaltung gegen Verechnung billiger Gebühren entgegengenommen
 Bezugspreise: Für das Inland vierteljährig K. —, halbjährig K. —, ganzjährig K. —. Für das Ausland entsprechende Erhöhung. — Einzelne Nummern: K. 1.20.

Nummer 103

Sonntag den 25. Dezember 1921

3. [46.] Jahrgang

Unser Staatsvoranschlag für das Jahr 1922.

Die Meldungen über die Ansätze des neuen Staatsvoranschlages sind so dürftig, ja fast ganz unzureichend, so daß man bei Besprechung dieser für die Gesamtheit und jeden einzelnen unendlich wichtigen Frage mit einer Kritik der Kritik anfangen muß. Sehr bezeichnend für unsere Verhältnisse war eine kurze Zeitungsnotiz, wonach am 5. d. M. in einer Sitzung des Budgetausschusses eine lebhafte Debatte über eine Post des Voranschlages abgeführt wurde, bei welcher der Finanzminister nur 6 Millionen Dinar gegenüber einer Reduktionsforderung des Ausschusses von 85 Millionen Dinar einräumen wollte. Nach langwierigen Reden und Gegenreden wurde endlich der Vorschlag eines Abgeordneten angenommen, daß sich eine Unterkommission in das Finanzministerium begeben möge, um dort die Grundlagen des vom Finanzminister unterbreiteten Voranschlages zusammenzustellen. Man hat also im Budgetausschusse zugegebenermaßen ohne haltbare Grundlage stundenlang Reden und Gegenreden gehalten. Der Umstand, daß bisher seit dem dreijährigen Bestande des Reiches nicht eine einzige Staatsabrechnung über eine verfloßene Rechnungsperiode den Abgeordneten, geschweige denn der Öffentlichkeit, zur Verfügung gestellt wurde, macht jede Kritik des Budgets unmöglich. Wenn also ein mißwollender Ton aus jeder vorliegenden Budgetkritik herauströnt, so ist daran in erster Linie unser Abgeordnetenhause schuld, weil es weder für sich noch für die Öffentlichkeit die Grundlagen für eine ordentliche Beurteilung der Staatswirtschaft herausgeholt hat. Soll es einmal in dieser Hinsicht besser

werden, so werden die Wähler von ihren Abgeordneten darüber energisch Rechenschaft verlangen müssen und sich nicht allein mit einem Tätigkeitsberichte begnügen dürfen, der schöne Hoffnungen und eitle Geseßesentwürfe enthält, für die ein Staat mit schlechter Wirtschaft noch lange nicht reif ist.

Es muß also entsprechend dem Vorhergesagten die Kritik des Staatsvoranschlages zum überwiegenden Teil aus Fragen bestehen. Die erste Ausgabenpost Oberste Staatsverwaltung war im Budget 1920/21 mit 900 Millionen Dinar angesetzt. Der Voranschlag für 1922 verlangt dafür nur 600 Millionen. Was in diesen Ziffern enthalten ist, ist nirgends zusammenfassend zu finden. Ministerpräsidentium, Staatsrat, kgl. Hof- und Ordenskantzelei, Parlament, Repräsentations- und andere ähnliche Auslagen können nur den kleinsten Teil dieser Ziffer ausfüllen. Eine Zeitungsnotiz hat für das Budget 1920/21 unter dieser Post auch Staatsschulden genannt. Wenn das zutreffen sollte, so ist der Ansatz für das Finanzministerium wieder ganz unübersichtlich. Vielleicht sind darin einmalige dauernde Investitionen wie Bauten, Kanzleien und Wohnungseinrichtungen enthalten. In diesem Falle wäre eine Detaillierung umso erwünschter, weil ein guter Teil davon in jährlichen Abzahlungen gedeckt werden könnte und müßte.

Die Ausgaben für das Justizministerium wurden von 44 auf 185 Millionen Dinar hinaufgesetzt. Wenn auch hier bauliche Investitionen neben Gehaltsaufbesserungen aufgenommen sind, wofür die ganz ungewöhnliche Erhöhung spricht, so ist bei so angespannter Wirtschaft, wie wir sie führen, ebenfalls eine jährliche Abbildung der Gebäude- und Einrichtungskosten notwendig. In diesem Zusammenhange kann es nicht schaden, auf die Reparations-

leistungen Deutschlands zu verweisen, die gewiß auch auf Gerichtsgebäude und Einrichtungen erstreckt werden könnten. Aber es geht einem beim Prüfen unseres Voranschlages wie beim Marschieren in einem Sumpf. Man kommt immer auf neue Untiefen. Hier auf die Frage, wo eigentlich die Reparationsleistungen Deutschlands berücksichtigt sind. Das Verkehrsministerium hat Lieferungen auf Reparationen zu erwarten. Trotzdem erhöht es seine Forderung von 320 auf 831 Millionen Dinar. Man bekommt nur dann festen Grund in dieser Frage unter die Füße, wenn man annimmt, daß die ganze Reparation nur zugunsten Serbiens verwendet werden dürfe und daß die hinzugekommenen Provinzen noch außerdem für alle Investitionen mitaufkommen müssen, die Befreiungstaxe allein zahlen dürfen und ihre Kriegsanleihe verloren haben. Ganz zu schweigen von dem Erfolge der Geldumwechslung 1:4. Bei der Postnummer Justizministerium möchten wir sehr gerne die Zustände der Rechtspflege in den meisten Teilen unseres Staates unter die Lupe nehmen wie es wohl Pflicht eifriger Abgeordneter wäre. So wird uns z. B. erzählt, daß man in Zagreb in größeren Prozessen auf erste Tagsatzungen bis zu drei Jahren warten muß.

Die Erfordernisse des Unterrichtswesens wurden von 165 auf 456 Millionen Dinar erhöht. Auch da ist ganz unklar, ob Bauten und Einrichtungen mit verrechnet sind. Die Verstaatlichung der Schulen wird wahrscheinlich den größten Posten ausmachen und es ist mehr als zweifelhaft, ob sich bei detaillierter Angabe der einzelnen Summanden nicht eine entscheidende Mehrheit unter der Bevölkerung (nicht unter den Abgeordneten) dafür fände, daß Gemeinde- und Privatschulen möglichst gefördert und wieder errichtet werden sollen. Ein Teil ist jedenfalls als Ausgabe für die neuen Universitäten ver-

Reiseskizzen.

Von Alma M. Karlin, Gasse.

Zweiter Teil der Weltumseglung. — Im Südpazifikreich.

IV. Schönheitswinkel.

Dichterisch betrachtet, dürfte die Auffahrt hübscher sein, aber sie entspricht. Ich gedenke meine lieben Leser nicht nur in stille, liebliche Täler zu führen, in denen noch die Geysa, die Elfen und Gnomen der Sandwichtinseln, ihr Unwesen treiben, sondern auch manch ein Winkelschen Honolulu zu besuchen, das reizend in seiner Art ist. Wir ziehen aus nach Schönheit und wir finden sie in — stillen Winkeln. Also!

Da ist vor allem das Nuuanuatal. Der Weg dahin führt an Holzbugalow in kleinen Gärten vorüber, in denen die Plumaria, die reizende japanische Pflaume, ihre duftenden Blüten dem Winde anvertraut, die Cycas circinalis ihre niedrigen buschigen Fächer aus dem flechtartig umspinnenen Stamm hebt, die Hoop- oder Reifenpalme, da ihr Stamm wie von Reifen umfaßt dünkt, Schatten spendet, die Talipotapalme die Webel fast aus dem Erdboden emporstreben läßt und der Puhala seine großen, tieforangefarbenen Blüten dem Wanderer zuneigt. Crotonblätter zeigen hier ihre größte Leuchtkraft und wetteifern mit Peles, der Vulkan-göttin, goldigem Haar. Der Awapusi oder wilde Ingwer läßt düstelschwer die Luft und um die Stämme der Königspalmen windet sich die kräftige Zele.

Da öffnet sich die Straße, die kleinen Bugalow und hübschen modernen Villen bleiben zurück und

unter einem Affenscholenbaum sitzen zwei Japanerinnen, beide uralt, beide in sehr kurzen, alten Kattunhosen, beide in loser Jacke, ohne Hemd darunter, und beide mit bandlosem Strohhut auf dem nachschwarzen Haar, aber die jüngere von beiden, obgleich selbst sie Großmutter zu sein scheint, trägt in einem Riemen ein kleines Japanerchen. Das sind Feldarbeiterinnen, die Kraut und Taro pflanzen und die schönen, scharlachroten afrikanischen Atern mit zerzauster Blumentrone zum Markte schicken.

Feuerlilien am Wege, Zeelewinden an den Stämmen der Blume und längs der breiten Fahrstraße die Kauripalmen, mit ihren langen weichen Nadeln. Es blühen an den Hecken die Hibiscus, die heilige Blume Hawaiis, bald zartrosa wie der anbrechende Tag, bald feurigrot wie die Mohnblume im Weizenfeld, bald zerzaust und glockenförmig niederhängend als Korallenhibiscus oder gelb wie die Strahlen der scheibenden Sonne mit roten, oft purpurnen Reflexen.

Die Berge sind nicht wie unsere Berge. Sie sind ausgewaschen von den starken, heftigen Tropengüssen, die mit voller Wucht niederfallen und alles mit sich reißen; sie sind voll kleiner Schluchten, voll seltsamer Abstufungen und Terrassen, immer in scharfen Spitzen endigend, immer von fern wie mit einem Messer zerhackt aussehend.

Es ist eng und schluchtartig, das stille Nuuanuatal. Es zupfen die Griffler und der Schrei des scharlachroten Iwi, des bläulichen Do dringt aus dem Ge-

weig des Koubaumes, des hawaiischen Mahagoni. Die Kauripalmen werfen lange, bläuliche Schatten über den Weg und in der Ferne, im Westen, sinkt die Sonne hinter den baumgekrönten Wainaebergen. Nun verschwinden sie und nur die Raalapahejüge zu beiden Seiten sind sichtbar. Sie leuchten wie Lotusblumen auf schattigen Teiche, doch da und dort lassen die bewachsenen Felsen ein Stück Biegelrot durchleuchten, drohen in blauwerdendem Purpur aus den kurzen Schluchten. Die gelbgrünen Blätter der Kukuiibäume und ihre weißen Stämme geben helle Lichter. Das sind die Kerzennußbäume, die einst den alten Hawaiiern die Häuser erhellen halfen, die schmachtig sind und sehr viel Öl abgeben könnten.

Dagegen zeigt sich das smaragdwarne Grün der Ohiabäume mit ihren blutroten Früchten, das Graugrün der Farne, das Weißgrün der Zuckerrohrpflanzungen, durch die der Wind über die Meeresswogen streift und auf deren breite, gefaltete Blätter das Sonnenlicht hell auffällt und alle Blattflächen in blendende Spiegel verwandelt.

Da stürzt ein Wasserfall talwärts inmitten von scharlachroten Blumen und dem feinen Weiß kleiner Scerosen und über das Felswerk dahinter beugt sich eine tiefviolette Bougainvillee und wirft ihren Blütschleier über modernes Gestein.

Enger wird die Straße, immer enger und nach zwei Stunden erreicht man den Pali, die steile Felswand, die die Insel Oahu in zwei Teile trennt. Da stürzen die Wähe 1200 Fuß hoch ab, hier gähnt ein

anschlagt und es wäre dabei höchst interessant, über die bisherige Leistung des Staatsbüdels für die Hochschulen etwas Näheres zu erfahren.

Das Erfordernis des Kultusministeriums ist von 12 auf 81 Millionen gestiegen. Hoffentlich sind darin entsprechende Gehaltserhöhungen für die Priester aller Konfessionen enthalten.

Ob das Innenministerium mit einem Budget von 138 Millionen an Stelle von 40 Millionen bei der Dezentralisierung der Verwaltung auskommen wird, ist mehr als fraglich und es wird hier für den Steuerträger eine empfindliche weitere Erhöhung zu gewärtigen sein, wenn den verschiedenen Sonderwünschen politischer Natur Rechnung getragen wird, ohne die wirtschaftliche Rechnung miteinzubeziehen.

Der wundeste Punkt ist das Finanzministerium. Hier wird der frühere Anschlag von 700 Millionen nur um 130 Millionen erhöht. Die neue Anleihe erfordert davon schon etwa 35 Millionen, die Mobilisierungskredite werden beiläufig in gleicher Höhe verzinst werden müssen und so bleiben für Aufbesserung von Gehältern und Löhnen nur mehr 60 Millionen übrig, wobei wohl erwogen werden muß, daß zwischen den beiden Budgets eine Verteuerung der Lebenshaltung auf beiläufig das Dreifache eingetreten ist. Das Finanzministerium müßte auch endlich einmal die Verbindlichkeiten an das Ausland klarstellen und den bezüglichen Zinsendienst in den Voranschlag aufnehmen. Das Stillschweigen über diese Frage ist überhaupt ganz unerhört und unerträglich. Noch unverständlicher aber, daß sich noch kein maßgebender Volksvertreter mit seinem ganzen Einfluß um die Beantwortung dieser Frage bemüht hat.

(Schluß folgt.)

Die neue Wohnungsverordnung.

In seiner Sitzung vom 15. Dezember nahm der gesetzgebende Ausschuss die neue Wohnungsverordnung zur Gänze an. Sie enthält in der Hauptsache folgende Bestimmungen:

1. Für alle Gebäude und Lokalitäten treten die Vorschriften der allgemeinen Gesetze in Kraft, die in den einzelnen Teilen des Königreiches bis zum Jahre 1914 galten.

2. Bis zum 1. Jänner 1923 gelten die vom 8. April 1921 und 21. Mai 1921, außer Artikel 21 der Mai-Verordnung, die auf alle Gebiete des Königreiches ausgedehnt wird und bis zum 1. Jänner 1925 zu gelten hat. Eigentümer von

Lokalitäten, die zu Handels- und Gewerbebetrieben dienen, können dem Mieter kündigen, wenn sie die betreffenden Räumlichkeiten für sich selbst oder für ihre Kinder zu Arbeitszwecken benötigen, wenn eine solche Person, die um das Lokal ansucht, selbst ein ausgebildeter Kaufmann oder Handwerker ist, wenn der Eigentümer oder seine Kinder während des letzten Krieges Soldaten gewesen waren. Solche Räumlichkeiten dürfen jedoch nicht weiter vermietet werden.

3. Vom 1. Jänner 1923 bis 1925 behalten alle Mieter ihre Wohnungen und Lokalitäten zu dem hiezu gesetzlich festgesetztem Preise oder um den Preis, der von einem hiezu gewählten Schiedsgericht bestimmt worden war. Dieses Schiedsgericht hat die Miete mit Berücksichtigung aller ins Gewicht fallenden Umstände zu bestimmen. Die Zusammensetzung und Wahl dieses Schiedsgerichts wird durch besondere Vorschriften bestimmt werden. Die Wohnungsbehörde wird Personen, die mehr als anderthalb Millionen Kapital bzw. 60.000 Dinar regelmäßiges Jahreseinkommen, im Staate jedoch keine eigene Häuser haben, ihre Wohnungen und Häuser nehmen, wenn sie in der festgesetzten Frist nicht ein Haus erbauen, in dem sie Wohnung nehmen wollen.

4. Zweck der Versorgung der Obdachlosen mit Wohnungen hat die Wohnungsbehörde das Verfügungsrecht über alle Wohnungen, die auf welche Art immer geräumt werden. Desgleichen auch über die Wohnungen von Mietern, die im selben Orte ein eigenes neues Gebäude errichtet haben. Bei Wohnungszuteilungen werden die Parteien im Einvernehmen den Mietzins zu bestimmen haben; im Falle eines Konfliktes entscheidet ein Schiedsgericht.

5. Der Vermieter hat das Recht der Kündigung nur in dem Falle, wenn der Mieter infolge seines den allgemeinen Gesetzesbestimmungen widersprechenden Benehmens das Wohnungsrecht verliert oder Monate hintereinander seinen Verpflichtungen nicht nachkommt. Diese zwei Motive haben keine Geltung, wenn es sich um Errichtung neuer Gebäude an Stelle der alten handelt. Der Besitzer einer Wohnung kann kündigen, wenn er sie zu eigenen Wohnungszwecken braucht, er aber bisher in fremden Wohnungen gelebt hat.

6. Die Verteilung der Wohnungen nimmt die Wohnungsbehörde vor. Beschwerden auf seitens der Gerichte erbrachte Erledigungen können nur dann geführt werden, wenn diese Erledigungen nicht einstimmig erfolgt sind. Beschwerden, die nicht binnen drei Tagen nach erfolgter Urteilsfällung vorgebracht werden, werden nicht berücksichtigt werden. Auf der Post gegen Rezipis aufgegebenen Beschwerden werden als bei der Behörde aufgegeben betrachtet.

7. Die Bestimmungen bezüglich Neubauten bleiben auch weiter in Geltung. Neubauten, die mit Hilfe einer Anleihe aus den staatlichen Fonds zur Hebung von Neubauten erbaut wurden, sind von diesen Bestimmungen ausgenommen.

8. Verletzungen dieses Gesetzes werden mit 15.000 Dinar Geldbuße bestraft.

9. Den über die Wohnungen die Aufsicht führenden Behörden werden im Vorhinein 20% in barem anlässlich der Unterbreitung der Gesuche bezahlt. Doch kann von Zahlung dieser Tare bei den ärmeren Bevölkerungsschichten abgesehen werden.

10. Sollte sich irgendeine Gemeinde- oder Verwaltungsbehörde an diese Bestimmungen nicht halten, so wird dies die Staatsbehörde auf Kosten der ersteren tun.

11. Vom 1. Jänner 1923 an treten alle diesbezüglichen Verordnungen der Provinzverwaltung außer Kraft.

12. Die Sorge und Aufsicht über alle Wohnungsfragen führt der Minister für soziale Fürsorge.

13. Der Vorschriften dieses Gesetzes können sich Personen nicht bedienen, welche die staatliche Steuer für das vorliegende Jahresquartal nicht bezahlt haben.

14. Dieses Gesetz tritt in Geltung, sowie es vom König unterschrieben wird, und erhält vom Tage seiner Verlautbarung an bindende Kraft. (Agr. Tagbl.)

Wiener Nachdenklichkeiten.

Von Peter Jzcl, Wien.

Nun wurden auch wir mit jenen Lebensmittelunruhen beglückt, die schon mehrere Male in Berlin stattgefunden haben. Auch hier waren es Veranstaltungen der kommunistischen Arbeiterschaft, die, wie man aus den Lohnlisten der Fabriken ersehen kann, durchaus nicht so schlecht bezahlt ist, daß sie es nötig hätte, in den Straßen herumzulaufen und aller Welt in die Ohren zu schreien: „Wir haben Hunger“.

Die Leute, die wirklich Hunger leiden, sind ganz wo anders zu suchen als in den Kreisen der gut organisierten Fabrikarbeiterschaft, die jede Schwankung am Warenmarkt sofort in den Löhnen kompensiert.

Es war übrigens die gemüthlichste Revolution, die ich gesehen habe. Gruppen von 200 bis 300 Menschen zogen durch die Straßen, machten bei irgendeinem Geschäft Halt, zerschlugen die Fensterscheiben, drangen ein, plünderten die Waren und machten sich dann wieder ziemlich unbehelligt von der Polizei aus dem Staube. Und dabei hatten sie heraußen einen Zuschauerkreis, der mit viel Verständnis und Teilnahme dem Treiben der Plünderer zusah und es noch mit allerlei Bemerkungen, die gerade nicht ablehnend lauteten, begleitete.

Die Revolutionäre, die angeblich nur Idealisten waren, hatten sich gleich mit Rucksäcken versorgt, in denen sie allerdings nicht ihre Ideale untergebracht hatten, dagegen die Waren forttrugen.

schauriger Abgrund, gemildert durch den Wuchs der Kukulbäume, der wilden Guayabas und der baumhohen Farnen. Es funkeln die Felsen, über die das Wasser in feinen Fäden niederperlt oder da und dort wütend stürzt und Regenbogen, Anuane genannt, wie man sie nirgends sonst findet, sieht man hier. Kein Wunder! Dies ist das Heim der Elfen und hier lebte ein treuloser Liebhaber das Regenbogenmädchen, das ein anderer aus dem Grabe rettete und mit Hilfe der Götter dem Leben zurückgab.

Über diese gähnenden Felswände jagte der siegreiche Kamehameha I. das fliehende Heer des Königs von Oahu und wurde selbst Herrscher.

Großartig, aber kalt ist der Balk.

Gehen wir lieber in das sonnige Manoaal — das Tal zweier Oeane, wie es überseht heißt. Auch da winken Hibiscus, blüht der süßduftende betäubende Plangilang und nicht über den Mauerrand nieder die Bougainvilliae, aber das Tal ist breiter, sonniger. An dem Begrab blühen kleine, scharlachrote Blumen wie winzige Regenpflücker; blaue Blüten heben sich aus dem langen Gras, die einfachen Holzbauten da und dort sind umspannen mit Lodenwein und gelbem Alexander und dazwischen stehen Koksopalmen, Affenschoten-, Algaroba- und Koubäume, zittern Mimosen, zeigen sich in der windumtosten Krone die hellroten, einladenden Datteln, wachsen an den niederen Sträuchern die gelben, saftigen Guayabas, die man kaum zu berühren braucht, um sie schon in der Hand zu halten. Ihr rosiges Innere ist schön wie Meereskorallen am Waikikistrand, doch der Geruch, hm, der Geruch,

erinnert allerdings ein wenig an Wangen, aber — wer kennt nicht die Geschichte vom geschnittenen Gaul?

Ich pfückte die Guayabas, eine nach der anderen und aß sie. Ich aß mehr mit den Augen, der Form und Farbe willen.

Was ist man endlich nicht alles auf Weltumsegelungen, was nicht einmal die äußere Schönheit einer gelben Guayaba mit rosigem Korallenfleisch hat?

Im Westen von Honolulu (Honolulu bedeutet „Reichtum an Frieden“) liegt Fort Schafter mit schönen Wegen unter Schattendäumen, begrenzt von den indischen Feigen oder Tunas, wo an den steifen, stacheligen runden Blättern die Früchte wie als Blattfortsetzung wachsen, dem hohen Tropengras und den kleinen, scharlachroten Blüten so häufig auf Hawaii.

Dahinter liegt Pearl Harbour mit großen Docks, in welche selbst Kriegsschiffe leicht einlaufen können und die glatte Wasserfläche, in der sich das Schilf des Ufers mit seinen federbuschähnlichen Blüten spiegelt, gibt der ebenen Landschaft ringsumher ein eigenes Gefühl des Friedens, verstärkt durch die bläulichen, verschwommenen Höhenzüge von Waianae dahinter und den unbegrenzten Ozean im lichtdurchwobenen Süden.

Inseln, — Inseln im Weltmeer.

Jenseits des Balk liegen die Korallengärten und kleine Boote mit Glasböden fahren darüber hin. Da sieht man unter dem Wasser die herrlichgefärbten Fische, das tiefe Orange mit dem glänzenden Nachtschwarz des Ribikibi, mit seiner dicken, langen Nase und dem Schwanz, der auf dem Rücken beginnt; den vielfarbigen Pou, den rosa Kawakawa mit blauen,

grünen und tiefgelben Lichtern; den Bronzetönigen Atikolo mit den herrlichen Saphirpunkten; den verkrüppelten Rakunuku mit dem Stirnband und der dunkelblauen Mundspange; den wildaussehenden Maiki und den komischen, verdrücklich dreinblickenden Kaipala mit seinem morgenrotähnlichen Fellschen, das oft in das zarteste Blau übergeht, während die durchsichtigen Flossen wie gesponnenes Gold glitzern; den Dopusoe, der wie ein mißlungener Faschingskrappen aussieht und den gestreiften, samtigen Kapuhili. Da verschwindet plötzlich hinter einem Felsen der fallerzgroße, ganz gelbe runde Humuhumunukunua und schweben über den Wellen die glitzernden, fliegenden Fische.

Die Korallen sind vorwiegend weiß, obwohl die feinsten einen rosa oder roten Schimmer haben und bald bilden sie kleine Wälder, wunderhübsch und zart, bald feine Gewebe, künstlerisch gezeichnet, bald lange, drohende Arme und das blendende Marmorweiß nimmt durch die darüber hinrollenden Wellen bald einen bläulichen, bald einen rosigten oder grünlichen Schimmer an.

Bunt wie die Fische, wie die unzähligen Blumen, die Früchte, die Bäume sind auch die Menschen. Koreanerinnen in ihren weißen, weiten Kleidern; Chinesinnen in Hosen und Di Shou, der seitlich zugestülpften Jacke; Japanerinnen in Kimonos mit breiter Gürtelschleife, klappernden Sandalen und kurzen Knöchelstrümpfen aus Leinwand, mit getrennter großer Zehe; Kanakerinnen in ihrem Nachthemd — oder was einem solchen ähnelt; Chinesen mit Hüten, die wie ein Vulkan ansteigen, ohne Abjaß zwischen Gupf und Krempe, an einer langen Stange zwei Eimer schwenkend; Fili-

Sehr zu bemerken ist, daß in diesen Tagen des Aufruhrs nirgends ein Mann Reichswehr zu sehen war. Die Regierung ließ verlautbaren, daß alle Soldaten an der ungarischen Grenze stünden. Das trifft natürlich nicht zu, denn man entblößt sich nicht ganz vom Militär. Die Wahrheit ist vielmehr die, daß sich die Reichswehr weigerte, gegen die Plünderer loszugehen. Da aber die Polizei zu diesem Sicherheitsgeschäft allein numerisch zu schwach ist, hängt es ganz vom Wohlwollen der raubenden Elemente ab, ob bald wieder solche Demonstrationen veranstaltet werden oder nicht.

Die Geschäftsleute suchen sich gegen neue Ausschreitungen dadurch zu schützen, daß sie ihre Spiegelscheiben (insoweit dieselben nicht ohnehin schon zertrümmert worden sind) mit Holzbrettern verriegeln lassen, wodurch die ganze Stadt, insbesondere die großen Geschäftsstraßen, ein ganz eigentümliches Bild bekommen, daß wohl jedem unvergeßlich ist, der es gesehen hat.

Diese Unruhen waren also der Auftakt zu den bevorstehenden Weihnachtsfeiertagen. Die Not ist ja wirklich riesig angewachsen. Der Teuerungskoeffizient ist gegenwärtig bei den wichtigsten Lebensmitteln wie Fleisch, Mehl, Fett und bei den dringendsten Bedarfsartikeln wie Schuhe, Kleider, Wäsche 500 bis 600. Das heißt, diese Dinge sind 500 bis 600 mal so teuer als sie im Jahre 1914 waren. Die Löhne der Arbeiter sind etwa 300 mal so hoch wie im Frieden, dagegen sind die Gehälter der österreichischen Staatsbeamten bloß 90—100 mal so hoch wie in normalen Zeiten. Man kann sich da leicht ausrechnen, wo die Not ist und wie sie sich ziffernmäßig ausdrückt.

Große Sorgen erwachsen der österreichischen Öffentlichkeit aus dem Umstande der wahnsinnigen Papiertenerung. Die Tageszeitungen fangen bereits zu erwägen an, ihr Erscheinen einzustellen. Man ist in dieser Beziehung bereits an die Regierung herangeraten. Sowohl die Zeitungsherausgeber, die der Regierung vorrechnen, daß das Papier zu einem Exemplar einer Tageszeitung ab 1. Jänner 1922 allein 50—100 Kronen kosten wird, daß daher eine Zeitung, wenn man Druck und Auslagen dazu rechnet, für die Nummer würde 60—100 Kronen verlangen müssen, ein Preis, den niemand im Stande ist, für eine Zeitung auszugeben. Auch die Setzer, Maschinenarbeiter, Gießer u. s. w. haben der Regierung in dieser Richtung Vorstellungen gemacht, daß man tausende Menschen nicht um die Arbeit und das Brot bringen kann. Wie vertraulich verlautbart, beabsichtigt die Regierung, die Zeitungsfrage derart zu lösen, daß sie jeder Zeitung einen gewissen Geldzuschuß zur Papierbeschaffung leistet, so daß die Blätter nur die Auslagen für den Druck und die Regien haben, da ja ein moderner Staat nicht ohne Zeitungen sein kann.

So gehen wir in allen Belangen traurigen Weihnachtsfeiertagen entgegen und die Hoffnungen, die man jedes Jahr auf die Weihnachten des nächsten Jahres setzt, wollen sich wieder nicht erfüllen.

Für den bürgerlichen Durchschnittsmenschen hat die Situation der Gegenwart sehr viel Ähnlichkeit mit der Situation im Kriegsverlaufe. Wie wir uns damals alle kleine Freuden und Annehmlichkeiten

des Lebens abgewöhnen mußten, wie man auf Bier und Zigarren, Butter und Fleisch, Milch und Weizenbrot verzichten mußte, weil es diese Dinge nicht gab, so muß man jetzt allmählich wieder darauf verzichten, da diese Dinge wohl vorhanden sind, aber zu so unerschwinglichen Preisen, daß man sich diese Ausgaben nicht mehr leisten kann.

Und so setzen in den Familien wieder die fleischlosen Mahlzeiten ein, die Ersatzstoffe beginnen wieder auszutauchen, da man sich echte Nahrungsmittel nicht kaufen kann, und bald werden wir wieder auf jenem Tiefstand in der Lebensführung angekommen sein, dem wir bei Friedensschluß entronnen zu sein glaubten . . .

So beiläufig sehen die Wiener Weihnachtsgedanken aus, die sich die Bevölkerung dieser Stadt in diesen Vorfeiertagen macht . . .

Politische Rundschau

Inland.

Die Vertagung des Parlamentes.

Nach der Sitzung des gesetzgebenden Ausschusses eröffnete Dr. Ribar am 22. Dezember die Nationalversammlung. Als aber inzwischen die Meldung einlief, daß die Regierung noch nicht gebildet sei, schloß der Parlamentspräsident sofort die Versammlung und teilte mit, daß die nächste Sitzung des Parlamentes erst nach den katholischen Weihnachten und zwar am Mittwoch, den 28. Dezember, stattfinden werde. Gegen den Vertagungsantrag traten die Clerikalen, die Nationalsozialen, die Sozialdemokraten und die Republikaner auf.

Der Kampf um den Kriegsminister.

Die Regierungsbildung ist auf ein neues Hindernis gestoßen, auf die Frage der Besetzung des Kriegsministerpostens. Am 22. Dezember machte der Obmann des Demokratenklubs dem Ministerpräsidenten Pašić seine Aufwartung und verlangte im Namen seiner Partei den bedingungslosen Personalwechsel im Kriegsministerium. Pašić benachrichtigte davon seine Partei, die ihm in dieser Frage freie Hand ließ. Der Antrag des Herrn Davidović, des Obmannes der Demokraten, Pašić möge selbst das Portefeuille des Kriegsministers solange übernehmen, bis eine entsprechende Persönlichkeit gefunden wird, wurde auch vom König gutgeheißen, so daß das neue Kabinett endlich ernannt werden dürfte.

Die Ministromantie.

Die Beograder Politika veröffentlicht einen Leitartikel, in dem es unter anderem heißt: In der Zeit einer Krise kränken alle Regierungsparteien an einer speziellen Krankheit, die man Ministromantie nennen kann. In der Zeit der Krise sind nämlich 90 Prozent der Abgeordneten von dieser Krankheit angesteckt. Sie ist natürlich eine Nervenerkrankung. Der Patient bildet sich ein, er könne nur auf einem Fauteuil sitzen und keinesfalls auf einem gewöhnlichen Stuhle. Der Bazillus ist bekannt: das Mi-

nisterportefeuille. Je größer die Zahl der Ministerportefeuilles und der Staatsuntersekretäre, um so größer die Zahl der Krankheitsreger.

Stojan Protić über die Lage.

Stojan Protić sprach sich vor einigen Tagen gegenüber dem Mitarbeiter der Zagreber Slobodna Tribuna folgendermaßen aus: Die Lage ist nicht so schwierig, als sie dargestellt wird. Die Zwistigkeiten der einzelnen Stämme werden nur durch die unüberlegte Politik einiger unserer Staatsmänner verschärft. Auch die Presse steht nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe. Ich halte dafür, daß die Regierungskreise selbst die Anregung geben müßten, um mit den Parteien des kroatischen Blocks Verhandlungen einzuleiten, da nur auf diese Weise der Zwiespalt mit diesem ausgeglichen werden kann.

Der Ausgleich der Beamtengehälter.

Auf der Sitzung der ersten Sektion des gesetzgebenden Ausschusses vom 20. Dezember wurde die Verordnung über den Ausgleich der Beamtenlöhne und der Teuerungszulagen grundsätzlich angenommen. Nach dieser Verordnung bekommen die invaliden Offiziere, die vollständig arbeitsunfähig sind, dieselben Gehälter wie ihre aktiven Kameraden der gleichen Rangklasse. Ebenso werden die Pensionisten, die ihre Dienstzeit zu Ende gedient haben, dieselben Bezüge empfangen wie die ranggleichen Beamten des aktiven Standes. Es wurde beschlossen, durch die Sektion ein Gesetz auszuarbeiten zu lassen, das in drei Teile eingeteilt wird. Der erste wird alle Punkte enthalten, die sich auf den Ausgleich der Gehälter auf der Dinargrundlage beziehen; der zweite den Ausgleich der Teuerungszulagen der Staatsangestellten; der dritte die Frage der Eisenbahnerzulagen. Das Laborat wird dann als Gesetzentwurf dem gesetzgebenden Ausschusse vorgelegt werden.

Herabsetzung der Zahl der Beamten.

Der Finanzausschuß beschloß, in das Beamtengesetz eine Bestimmung aufzunehmen, wonach im Jänner und Februar je 2000, im März und April je 3000, im Mai und Juni je 4000, im Juli und August je 6000 Beamte zu entlassen sind. Demnach sollen im Jahre 1922 32.000 Beamte entlassen werden, wodurch das Budget um 350 Millionen Dinar entlastet würde.

Ausland.

Der Wiederaufbau Europas.

Die Zahl der vielen Konferenzen nach dem Kriege ist in den letzten Tagen wieder um eine vermehrt worden. Lloyd George und der französische Ministerpräsident Briand haben sich in London zusammengesetzt und beraten über die Wege, die zu einem Wiederaufbau Europas führen könnten. Da es sich dabei in erster Linie um das Haupthindernis für den Wiederaufbau, das Problem der deutschen Reparationen, handelt, deren Erfüllungsumöglichkeit die deutsche Regierung in einer Note an die Reparationskommission dargelegt hat, so horcht die ganze Welt mit unruhiger Spannung auf die Worte hin, die in London gesprochen werden. Wie verschiedene Blätter wissen wollen, ist der frühere deutsche Aufbauminister Dr. Walter Rathenau von Lloyd George nach London berufen worden, um zur Befugung des englischen Staatsmannes zu sein. Es wird eine Revision des Londoner Ultimatus, Nachlaß der Reparationsforderungen, ein Moratorium für die deutschen Geldleistungen und sogar eine Art Bündnis zwischen England, Frankreich und Deutschland in diese Zusammenkunft hineinkombiniert. In englischen Kreisen, die aus wohlverstandenen eigenen Interesse einer Hilfeleistung an Deutschland nicht abgeneigt zu sein scheinen, ist man der Ansicht, daß die Einberufung einer internationalen Konferenz ins Auge gefaßt werden wird. An ihr sollen sich die große und kleine Entente, die früheren feindlichen Staaten, ferner Rußland und die früheren neutralen Staaten beteiligen. Jedenfalls hat sich bis jetzt noch kein klares Bild aus den vielen widerspruchsvollen Zeitungsmeldungen gewinnen lassen und es ist sehr die Frage, ob Europa nicht wieder bloß durch Worte aufgebaut werden soll.

Das rüstungsbegeisterte Frankreich.

Auf einer Sitzung des Flottenausschusses der Washingtoner Abrüstungskonferenz stellte der französische Vertreter Admiral Lefevre den Antrag, es möge Frankreich erlaubt werden, während eines Zeitraumes von 10 Jahren 10 Ueberdreadnoughts mit dem Gesamttonnagehalt von 335.000 Tonnen zu bauen. Diese Forderung ließ natürlich die

pinos mit blühenden Augen und krausem, abstehendem Haar, oft mit entblößtem Oberkörper, im Hasen arbeitend; Portugiesinnen mit einem Kopftuch aus gelbem Stoffe und darüber einen aufgebogenen Strohhut; Neger, hier sehr bescheiden, da in der verschwindenden Minderzahl; Europäer in weißen Anzügen, Tropenbrillen und Tropenhelm; Neuseeländer in Röcken, die an einen alten Dorfpfarrer erinnern und Australier, die noch etwas vom „Busch“ beibehalten haben: ein buntes, seltsames Bild.

In den Läden sieht man alles, was der Osten und der Westen bieten kann, aber alles ist sehr teuer und minderwertig. Honolulu ist der Vieblingssort für reiche Hochzeitsreisende; für durchfahrende Millionäre; für tüchtige Kaufleute, die ein anderes Festland erobern zu erobern gedenken; für Diplomaten, die von Westen nach Osten ziehen und ein Gefolge mit sich führen; selbst für Abenteuerer, die sich die Opfer hier besetzen, um ihnen zu folgen, aber es ist kein Land für günstige Einkäufe, vorteilhafte Niederlassungen, leichte Erwerbsquellen. Es ist ein Land, das auf der Heerstraße des internationalen Verkehrs liegt, Touristen anlockt und sie ausbeutet. Obst, Kleider, Wohnungen, alles ist hier sehr kostspielig und gar nicht gut und die hohe Gastfreundschaft der Hawaiter sieht man am besten im Bäder. Es ist ein schönes, aber von den Amerikanern um alle Eigenheit gebracht Ort; Balboa und Ancon sind schön, Panama zum Studium der Tropenfrüchte

viel günstiger, doch Honolulu ist der Schlüssel zum Südpazifik und daher beginne ich hier.

Am schönsten ist Honolulu, ist ganz Oahu, des Nachts, wenn die modernen Villen hinter den Palmen verschwinden und nur das Mondlicht an den bebenden Wädeln entlangfließt, da und dort einen Fächer zurückbiegt und eine halbverborgene Blume an schlankem Stengel küßt, den silbrigen Sprühregen über einzelne Rasenflächen ergießt und das Weiß des nachtblühenden Cereus in klarstes Silber verwandelt, so daß die Kelche alle wie bereitgehaltene Opferkelche schimmern. Da erst entsteigt dem Klangsilang die ganze betäubende Kraft seines Duftes, strahlt die Plumaria unter dem Schleier des Mondes wie ein tränenbetauter Brautkranz, gliedern die steifen, lackierten Blätter der Ohia wie Eisenpiegel und fährt der Wind mit leichtem Raunen, einschläferndem Summen durch die weichen, langen Nadeln der Kauripalmen, rollen die ungeheuren Wogen glänzend und geheimnisvoll zugleich über den weißen Sand von Waikiki unter den gebogenen Stämmen der Kokospalmen, die sich vorneigen, als lauschen sie den Erzählungen der Wasserjungfrauen, die von fernem Inseln seltsame Geschichten flüstern.

Und oben, in den Schluchten des stillen Nuuanuatales betet möglicherweise ein unverbesserlicher Kahuna einen Feind zu Tode.

All das ist Honolulu, auf der Insel Oahu.

Washingtoner Friedensengel blaß vor Entsetzen werden, denn dadurch würde die französische Flotte stärker als die japanische. Der italienische Delegierte erklärte sofort, daß die italienische Marine nicht schwächer sein dürfe als die französische, weshalb er energisch Verwahrung einlege. Das englische Ausschussmitglied war, was die Ablehnung anbelangte, derselben Ansicht, da der französische Antrag das Flottenverhältnis 5:5:3 umstürzen könne. Der Ausschuß gab Frankreichs Recht zur Vergrößerung seiner Flotte zu, erklärte aber diesen Vorschlag für beträchtlich übertrieben. In politischen Kreisen ist man der Anschauung, daß infolge der französischen Ansprüche ernstliche und schwere Unstimmigkeiten zwischen Italien und Frankreich entstehen würden.

Die Bündnispläne der Tschechoslowakei.

Präsident Masaryk und Ministerpräsident Dr. Beneš setzen ihre Aktion fort, um mit den mitteleuropäischen Staaten eine Reihe von Bündnissen zu schließen. Sie arbeiten an einer Föderation Mitteleuropas und die Tschechoslowakei wird bald auch mit Rußland und Bulgarien Verträge schließen. Masaryk will eine Front gegen die Staaten Westeuropas schaffen, die von Lloyd George und della Toretta geführt werden.

Die Krieganleihefrage im tschechoslowakischen Senat.

In einer Obmännerkonferenz des tschechoslowakischen Senates wurde eine von den Vertretern der tschechischen Regierungsparteien vorgeschlagene und mit den Vertretern der deutschen Parteien gemeinsam redigierte Entschließung angenommen, die dann auch im Plenum des Hauses einstimmige Annahme fand und folgenden Wortlaut hat: „Die Regierung wird aufgefordert, das Gesetz über die Krieganleihe ehestmöglich zu ergänzen und zwar derart, daß alle gerechten Ansprüche der Krieganleihebesitzer und insbesondere jene der wirtschaftlich schwachen Krieganleihebesitzer berücksichtigt werden.“

Der Zorn der Italiener über den deutsch-jugoslawischen Handelsvertrag.

Römische Blätter ergehen sich des langen und breiten über den zwischen Jugoslawien und Deutschland abgeschlossenen Handelsvertrag und stellen fest, daß die beschleunigte Abschließung dieses Übereinkommens eine jugoslawische Demonstration gegen Italien sei, da die jugoslawische Regierung im Hinblick auf die äußerst günstigen Vertragsbestimmungen in die Lage versetzt würde, einen Druck auf den Gang der jugoslawisch-italienischen Handelsvertragsverhandlungen auszuüben und freie Hände zu behalten.

Aus Stadt und Land.

Evangelische Weihnachtsfeier. Aus evangelischen Kreisen wird uns geschrieben: Am vergangenen Sonntag versammelte sich wie jedes Jahr die evangelische Gemeinde zu einer herrlichen Weihnachtsfeier. Die Kirche konnte die Zahl der Erschienenen kaum fassen. Hoch ragte der prachtvoll geschmückte Baum empor. Im Altarraum stand die Schaar der Kinder, die die alten herrlichen deutschen Weihnachtslieder anstimmten und Therese Koeftlin's einzig schönes Weihnachtspiel „Freude“ in einer geradezu großartigen Form, die alle Zuhörer begeisterte, zum Vortrag brachten. Wer hätte das für möglich gehalten, daß diese kleinen Freunde ihrer Aufgabe so meisterhaft gewachsen seien? Atemlose Spannung herrschte in der Kirche, die sich noch steigerte, als sich Herr Pfarrer May, der mitten unter den Kindern saß, an diese mit Worten wandte, die alt und jung in gleicher Weise begeisterten. „Fröhliche Weihnacht überall“ lenkte aus allen Kinderaugen. Das war auch der Grundton des ganzen Abends. Im Anschluß daran fand dann noch in der Kirche die reiche Bescherung von fast 140 Armen statt, die am nächsten Tag ihre Fortsetzung im Gemeindefaale fand. Rund 16.400 Kronen hatten Glaubensgenossen und Freunde dem evangelischen Frauenverein dargereicht, dazu Kleidungsstücke, Spielwaren, Mehl und Geware. Es sei auch auf diesem Wege all den gütigen Freunden und Spendern herzlichst gedankt. „Was ihr getan habt einem der geringsten, das habt ihr mir getan“, das wollen wir uns vor Augen halten.

Evangelische Gemeinde. Zu Weihnachten finden in der evangelischen Christuskirche sowohl am ersten, wie am zweiten Festtage vormittags um 10 Uhr Festgottesdienste statt. Am 25. wird auch das heilige Abendmahl gefeiert werden. Für den 28. Dezember ist die Gemeinde zu einem Teeabend geladen.

Evangelisches in Ptuj. Montag, den 26. Dezember, als am zweiten Weihnachtstage, findet in Ptuj im Besaale der Gemeinde ein evangelischer Festgottesdienst statt. Anschließend wird auch das hl. Abendmahl gereicht werden.

Promotion. Herrn Balduin Saria aus Ptuj wurde am 21. Dezember l. J. an der Universität zu Wien der akademische Grad eines Doktors der Philosophie verliehen.

Soldatengröße aus Albanien. Wir freuen uns, den Bürgern unserer Stadt nachfolgende Zuschrift zur Kenntnis zu bringen: Fröhliche Weihnachten und ein glückliches Neujahr wünschen allen Cilliern nachfolgende Soldaten aus Albanien: Franz Werbniß, Hans Pirce, Martin Longo, Friedl Stutnik, Justin Oder, Anton Kauscher, Stephan Bajer, Fritz Sredonit, Anton Dorepeč, Philipp Coklin, Johann Gribernit, Franz Krouh, Adolf Rataj, Josef Pouch, Rudolf Cater.

Sportfest. Wie wir bereits mitgeteilt, wird der Athletik-Sportklub auch im heurigen Fasching ein Sportfest in den Räumen des Hotels Union veranstalten. Es findet am 7. Jänner 1922 statt und der Ruf, der allen Veranstaltungen unserer heimischen Sportvereine vorangeht, bürgt dafür, daß auch heuer alle Teilnehmer auf ihre Rechnung kommen werden. Es gelang dem Festausschusse, die Kapelle der Ljubljanaer Drauhivision für das Fest anzuwerben.

Konzert Trost. Heute sind wir in der Lage, die Vortragsordnung dieses mit Spannung erwarteten Konzertes zu veröffentlichen. Sie umfaßt folgende Stücke: Bach-Diät: Variationen auf die Kantate „Weinen, Klagen . . .“ (Claire Trost-Fiedler). Beethoven: Sonate apassionata, Op. 57 (Anton Trost). Chopin: Nocturne Cis-Moll, Ballade in G-Moll; Skriabin: Nocturne (nur für die linke Hand); Lauer: Spielboje; Liszt: Legende des hl. Franziskus (Claire Trost-Fiedler). Vit-Novan: Ballade nach Byrons „Manfred“; Cajlovsky: Babsi: Eugen Dnjegin, Konzertparaphrase (Anton Trost). Der Kartenvorverkauf findet vom 28. Dezember an in der Trafik der Frau Kovac statt.

Silvesterfeier. Wie wir bereits mitteilten, veranstaltet der C. M. S. B. am 31. Dezember im kleinen Saale des Hotels Union eine gemütliche Silvesterfeier. Hierbei wird sich das Orchester mit einem vollständig neuen Programme einstellen. Auch sind Chor- und Solovorträge, Tombola, usw. geplant. Zum Schlusse soll getanzt werden.

Jagaball. Der Jagaball findet am 1. Februar 1922 (Tag vor Maria Lichtmeß) in sämtlichen Räumen des Hotels Union statt. Das Interesse für diese beliebte Veranstaltung ist schon heute so groß, daß ein volles Gelingen vorausgesetzt werden kann. Es ist geplant, die Festräume mit vollständig neuen Bildern zu schmücken. Ueberhaupt wird sich der C. M. S. B. Mühe geben, diesen Jagaball ganz besonders schön und gemütlich zu gestalten. Es wird nachdrücklich dafür gesorgt werden, daß keinerlei Wurzerei der Gäste vorkommt.

Für Reisende nach Triest. Eine Verordnung des Innenministeriums zufolge haben sich unsere Staatsbürger, die nach Triest reisen, alle bei der jugoslawischen Delegation in Triest zu melden, ohne Rücksicht darauf, ob der Paß auch für die Rückkehr gültig ist oder nicht.

Gegen die Verkehrshindernisse tritt der Slovenski Narod in seiner Nummer vom 23. Dezember auf, wo er schreibt: Während in unserer Hauptstadt schon seit Wochen ein abscheulicher Parteikampf um die Personen der Minister, Staatssekretäre und anderer Würdenträger tobt, haben verschiedene Philosophen in den Ministerien Zeit und Gelegenheit, Verordnungen auszubrühen, die eine barbarische Schifane des Reiseverkehrs bedeuten. Eben wird verlautbart, daß sich von nun an die jugoslawischen Reisenden im Auslande immer bei unseren Vertretungen zu melden haben. Es ist klar, daß eine solche Verfügung eine Provokation ist. Unsere oberen Beamten sind direkt erfinderisch in den Mitteln, die unter der Bevölkerung Groll und Widerstand hervorrufen müssen. Diese Verordnung ist eine Dummheit. Ihre Folge ist großer Zeitverlust. Bevor man mit so einer Meldung fertig wird, verliert man einen ganzen Vormittag. Die Leute fahren ins Ausland nicht auf Besuch zu unseren Vertretungen! Wozu haben wir Geld für Portorose hinausgeworfen, wenn wir den Verkehr wieder blockieren wollen? Der Verkehr muß gehoben, nicht behindert werden. Die Zeiten des Schubfartens sind bei uns vorüber. Deshalb fort mit dem neuen Semmschuh! — Wir haben diesen Ausführungen nichts hinzuzufügen, aber auch nichts wegzunehmen.

Erhöhung der Fahrpreise auf der Südbahn. Die Verkehrsdirection der Südbahn verlautbart: Mit 1. Jänner 1922 werden die Fahrpreise für Reisende um 15 Prozent, die Gebühren für Hunde, Reisegepäck und Eilgüter um 10 Prozent erhöht. Die erhöhten Fahrpreise für Personen werden auf 50 Para, bezw. einen Dinar, die Frachtgebühren für Hunde, Reisegepäck und Eilgüter auf 5, bezw. 10 Para nach oben abgerundet. Der Fahrpreis für die zweite Klasse beträgt das Doppelte, für die erste Klasse das Dreifache der dritten.

Pressenachricht. Die Schriftleitung der Gottscheer Zeitung schreibt in ihrer Nummer vom 15. Dezember: Um die im Ländchen eingeleiteten Einigungs- und Organisationsbestrebungen zu verwirklichen und zu fördern, haben wir uns entschlossen, mit Beginn des kommenden Jahres die Gottscheer Zeitung der Gottscheer Bauernpartei als deren Organ zu überlassen und uns nur ausbedungen, daß die leitenden Grundsätze im Blatte keine wesentliche Aenderung erfahren. Die Gottscheer Zeitung wird mit Neujahr inhaltlich ausgebaut werden und wöchentlich erscheinen. Ihre bisherigen Mitarbeiter bleiben ihr auch fernerhin treu und wenn durch die freigewordenen Kräfte des Genossenschafters, der mit Schluß des Jahres sein Erscheinen einstellt, der Mitarbeiterkreis vergrößert wird und andere die erbetene Mitarbeit nicht versagen, dann wird die Gottscheer Zeitung un schwer halten können, was man von ihr als Wochenblatt erwartet. Mit der Treue zum Staat, in dem wir leben, soll wie bisher die Liebe und Wertschätzung der deutschen Sprache, Art und Sitte gepflegt werden und jede diesfällige Anregung wohlwollende Beachtung und Unterstützung finden.

Direktionsverlegung. Wie aus Wien gemeldet wird, hat der Verwaltungsrat der Erbovsker Kohlenverksgeellschaft auf seiner Sitzung vom 20. Dezember den endgültigen Beschluß gefaßt, die Generaldirection der Gesellschaft nach Ljubljana zu übertragen. Auch die Hauptbuchhaltung soll in der slowenischen Hauptstadt eingerichtet werden.

Wohnungsanmeldung. Der Stadtmagistrat Celse als Wohnungsbehörde macht alle Vermieter von Wohnungen und Wohnungsteilen darauf aufmerksam, im Verlaufe von drei Tagen Wohnungen und Wohnungsteile, die leer sind, oder durch Uebersiedlung von Parteien frei werden, dem Wohnungsamte brieflich anzumelden. Dies gilt auch für möblierte Zimmer. Uebertretungen werden nach Artikel 30 der Wohnungsverordnung vom 21. Mai 1921 bis zu 50.000 Kronen Geldstrafe, oder mit sechs Monaten Arrest bestraft.

Anmeldung der fremden Staatsbürger. Das Innenministerium hat beschlossen, alle fremden Staatsbürger, die sich bis 1. Jänner nicht ordnungsgemäß der Polizei gemeldet haben, ausweisen zu lassen.

Verein Selbsthilfe der Lehrerschaft Steiermarks in Kofenmann. Die Vereinsleitung schreibt uns: In der letzten Zeit sind folgende zwei Sterbefälle beim Vereine vorgekommen: Am 24. August Frau Marie Neukam, Dir. in Donawitz, 201. Sterbefall, am 25. November Frau Luise Demmer, Lehrerin in Donawitz, 202. Sterbefall. Die Gebühr von zusammen 40 K ist im Jänner 1922 einzuzahlen. Ebenso sind die neu von der Vollversammlung beschlossenen Jahresbeiträge (Reservefond- und Geschäftsgebühr) in der Höhe von 50 K fällig. Zahlungen wegen der Kosten nur mit Erlagscheinen. Die alten mit Aufdruck Gatschorn sind gültig. Wenn der gesandte Betrag für mehrere Mitglieder gilt, mögen wenigstens die Aufnahmenummern auf dem Erlagscheine angegeben werden. Neubetritte seit der Vollversammlung 24. Nach Inkrafttreten des neuen Pensionsgesetzes wird die Umlage auf 50 K, der Unterstützungsbeitrag auf 40.000 K erhöht und dementsprechend die Eintritts- und Nachzahlungsbeträge. Altersgrenze für den Beitritt ist 45 Jahre.

Sport.

Fußballwettbewerb zugunsten der Invaliden. Rekord der Athletiker 21:1. Die beiden heimischen Vereine Sportklub Svoboda und Athletik Celse veranstalteten Sonntag, den 18. Dezember, zum erstenmal ein Fußballwettbewerb im Zeichen des Winters. Die Athletiker zeigten für die schweren Bodenverhältnisse großes Können, dem gegenüber die Mannschaft der Svoboda nicht aufkommen konnte. Die Uebermacht der Athletiker drückt sich im Torverhältnisse aus. Schiedsrichter Hylk leitete das Spiel einwandfrei. Der Reingewinn wurde den hiesigen Invaliden zugeführt.

Weihnachts-Beilage der Gillier Zeitung.

Sechs Weihnachtsabende.

Von Franz Schauer, Gellze.

Der erste 1914.

Meine Erinnerung an das Lager Beresowka hinter dem Baikalsee ist weiß und blau. Weißstrahlend in der Winter Sonne der Berg an dem Lager, weiß die unzähligen langen Dächer der Barackenstadt und tiefblau der hohe Himmel. Auf der Lagerstraße zum Bahnhof herunter die Tausende grauer Gestalten, eingewummt und eingebunden, denn die eifige Luft brannte wie Feuer auf den Wangen und manche Nase ist weiß geworden wie der schreiende Schnee unter den Schritten. Schon einige Tage vorher war von irgendwo die Weihnachtsfreude gekommen und ging zwischen den neuen Freunden durch die Lagergassen, am Abend stand sie in den vielen kleinen Kreisen unter den Lampen, sah auf den doppelten Britschen und erzählte flüsternd von der unbegreiflich weiten Heimat. Als dann der heilige Abend im rosigen Glühen über dem Lager lag, da war auf den harten Gesichtern verlegene Wehmüt und in jedem Herzen brannten die Christbaumlichter der Heimat. Denn wir alle lebten ohne Gegenwart, für uns war sie erloschen, als die Gefangenschaft begann. Wir lebten in der Vergangenheit und holten mit zitternden Händen die alten, verblassten Bilder der Kindheit vor die Seele, die im selbstverständlichen Alltag des Friedens längst weggelegt worden waren. Das taten wir Jungen, die Mutter und Schwester zuhause hatten. Wir sprachen davon und überholten uns in den Vorstellungen vom Elternhause. Die Alten, die an ihre Kinder dachten, saßen still im Schatten der Britschen.

Da und dort bligte ein Lichtchen auf. Das lärmende Durcheinander von tausend Stimmen wurde an diesem Abende nicht gehört.

Ein sonderbarer Glanz war in aller Augen, die freundliche Bestätigung: „Heute ist heiliger Abend!“ eine unbegründete Freude, die Erwartung auf irgend etwas, das nun doch geschehen müsse.

Ich borgte mir von einem Tiroler den Mantel aus, den fürchterlichen Winter 1914 mußte ich nämlich ohne einen solchen durchhalten, und trat vor die Baracke. Da diese hoch lag, konnte ich das ganze Lager überblicken. Ich werde dieses Weihnachtsbild nie vergessen. Die sibirischen Sterne zitterten aus dem dunklen, unermesslichen Grunde rot, grün und golden und waren so zahlreich wie die bunten Funken auf dem Schnee. Das Lager war ein Gesprenkel von lichten Fensterflecken in der Finsternis. Ich ging mit einem Kameraden durch die stillen Gassen. Ich hatte etwas von einer Weihnachtsfeier in einer reichsdeutschen Baracke gehört. Als wir eintraten, sahen wir eine Art Bühne auf einer Britsche hergerichtet aus Mänteln und Decken. Dann trat ein deutscher Feldwebel auf. Ein schlichter blonder Mann, der vom heiligen Abend und der Heimat sprach. Seine Stimme klang am Schlusse sehr rau und ich wußte aus meinem eigenen Gefühl und aus der Atemlosigkeit der vielen andächtig zugekehrten Gesichter, daß ihm das Weinen sehr nahe war. Dann stimmte er das alte Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ an. Erschütternd klangen hundert ernste, gläubige Stimmen durch den trüben, grauen Raum. Dann „Ich hatte einen Kameraden — die Vöglein im Walde — in der Heimat — Wiedersehen.“ Ich konnte in dieser Nacht wenig schlafen. Am Morgen hatte ich meine Weihnachtsfreude. Auf meiner Britsche lag ein Päckchen Machorka (russischer Bauerntabak), eingewickelt in ein sacktuchgroßes Zigarettenpapier und darin eingeklemmt ein kleines grünes Tannenreis. Wollte Gott, ich könnte eine so reine Weihnachtsglückseligkeit noch einmal erleben. Ein unbekannter Kamerad hatte mich beschenkt.

Der zweite 1915.

Beresowka war weit weg. Wir saßen im weißen Lager von Trojskowsk, das auf einer Höhe lag. Drunten war die Stadt mit vielen in der köstlichen seidigen Winterluft hängenden runden Rauchwolken. Wenn man den Blick spannte, so sah man nach Kiachta und Majmatshin hinüber über den blendenden Schnee. Diese Städte lagen schon in der Mongolei, in China. In einem Jahre waren wir fortgeschritten. Dieselbe tiefe, aber hoffnungslose Weihnachtsfreude. Die Heimat weiter denn je. Die Sehnsucht schmerzhafter. Wir hatten Musik, die Instrumente waren fein ge-

arbeitet und wir hatten eine Bühne und spielten uns Theater vor. In der Baracke Nr. 5, einer wirklichen niederen Baracke, arbeiteten am hl. Abende flinke Hände. Wie rasch die Säcke und der Krimsframs in dem einen Zimmer verschwanden! Die Britschen wurden auseinandergerissen und richtige nummerierte Sitze gemacht. Wir waren ja schon lange eine große Familie. Wir wußten unsere Schmerzen der Heimat besser als Brüder wissen. Wir hatten einen deutschen Einjährigen, einen von allen verzärtelten Buben, mit einem rosigen Mädchengesicht und blauen kindlichen Augen. Der hatte ein Weihnachtslied geschrieben: Des Gefangenen Heimkehr am Weihnachtsabend. Er spielte die junge Frau. Er spielte entzückend in dem in der Stadt gebettelten Kostüm. In der Ecke ein großer flimmender richtiger Weihnachtsbaum. Mit vielen Kerzen, denn wir hatten Geld, die Heimat hatte schon bis zu uns die Hilfe schicken können. Und nun die vielen stummen Köpfe, einer neben dem andern, verklärt die struppigen bleichen Bartgesichter. In den Augen strahlten die Lichter, die Stimmen trugen die stille heilige Nacht empor und Tränen rollten, ohne daß sie weggewischt wurden. Diesmal redete ich, denn ich war Obmann des „Theaterausschusses“. Ich war in einer unbeschreiblichen Aufregung, als ich auf der Britsche stand und in die überwältigende Feierlichkeit dieser Herzen hinunterblickte.

Der dritte 1916.

Stille Weihnachten. Von der Mongolei waren wir nach Mittelasien an den Obstrom verschlagen worden. Ich war Feuerwehrmann und lebte in der Feuerwehrbaracke. Von unserem Turm aus sah ich am heiligen Abend zu den Türmen der im Biered gebauten Baracken mit den kleinen Fenstern hin. Oft gingen sie auf und ich sah dann den Lichtschimmer wie aus geöffneten Omentüren. Hier waren wir dreißig Mann und von den vielen anderen abgetrennt. Wir hatten ein kleines Bäumchen, zwei Spannen hoch, auf dem Tisch. Mehr Kerzen als Tannenreis. Die Erwartung auf etwas unsagbar Süßes schwang um das knisternde Lichtklumpchen. Oben auf der Britsche lag mein Schlesiener mit den gewaltigen Schmiedefäusten und holte so tief und seufzend Atem, daß ein erlösendes Gelächter um alle Köpfe flog. Denn er war sonst der lustigste Bursch. Wir hatten Hasen gekauft und aßen feierlich und still. Dann redete einer von Wien. Einer von den weihnachtlichen Bergen in Tirol. Die stille heilige Nacht wurde gesungen und andere liebe Lieder. Als ich in der Nacht erwachte, hörte ich ein ersticktes Schluchzen unter mir. Ich fragte nicht, wer es war.

Der vierte 1917.

Die Weihnachten wilder Hoffnungen, der Zar war gestürzt worden und der Friede stand an den Grenzen Rußlands. Wir glaubten fest daran. Freund, lasse die Trauer: nächste Weihnachten sind wir bestimmt zuhause. Wir hatten eine große Theaterbaracke und spielten bestimmt besser als die kleinen Theater kleiner Städte in der Heimat. Das Schicksal hatte uns auf einen Haufen zusammengeführt: Schauspieler und Dichter, Bildhauer und Maler, Handwerker und Musiker. Als der Weihnachtsabend auf leisen Sohlen durch das Lager ging, wimmelten die dunklen Gestalten aus den Baracken zum Eingange des Theaters. Der Vorhang flog im Rauschen der Musik empor. Ein großes Orchester, der Baum und die Geschenke. Im verdunkelten Saale die Weihnachtsfreude in der Hoffnung auf baldige Heimkehr. In allen Herzen zwingende Sehnsucht und Liebe und auf den weichen Flügeln der Musik sang diesmal die ganze Welt in tiefem Frieden „Stille Nacht, heilige Nacht“ mit uns Enterbten, Zermürbten, Verstoßenen. Ich war Vertreter der Deutschösterreicher und Reichsdeutschen im Wohlfahrtsausschusse des Lagers. Denn im bolschewistischen Rußland gab es Komitees an allen Ecken und Enden: wir hatten auch eines. Als solches ging ich mit dem Regimentsarzt T., einem Polen, in die sogenannte Stotobojna, dem städtischen Schlachthause, zur Weihnachtsfeier. Der Weg an das Ufer des Ob im durchdringenden, im Schnee strahlenden Mondschein durch die einsamen Birken war ein Weihnachtsgang. In der Stotobojna waren alle Nationen. Die Tschechen standen auf den hohen Britschen und sangen ihre Lieder. Seltamerklänge sie mir, weil mir die Bedeutung

der Worte fehlte und ich nur das tiefe Gefühl der dunklen Stimmen verstand, Ungarn und Bosniaken und Polen, scharfe Gesichter, blitzende Augen: über allen der goldene Schein der frohen Weihnachtszeit und die Lust lieb zu haben und zu vergessen und zu vergeben.

Der fünfte 1918.

Ich war Koch und zu Mittag schon brütelte in der Pfanne der Weihnachtszauber. Ich lachte überlegen zu dem Suchfenster hinaus, wenn die vielen Menschen, die kleinen russischen Mädel mit den weichsten Lauten ihrer schönen Sprache um die Speisen baten. Denn die Armen hatten ja heute keine Weihnachten. Wenn ich über den heißen Herd hinüberblickte zu meinem Kameraden und Mitkoch, wie er die Pfannen mit dem Nährteig bedächtig erst in der Luft drehte und sie dann mit Schwung nebeneinander auf die Platte stellte, lachten wir uns das köstliche Geheimnis zu. Heimat und Wiedersehen verloren, die Hoffnung verloren, aber die deutschen Weihnachten waren geblieben. Am Abend schloß Frau v. T., die Kurländerin, das Restaurant um Stunden früher. Auf dem langen Tisch bedeck neben bedeck. Fein und lieb wie je in der Heimat. Tannenzweigen auf den Tellern und je ein Kuvert. Glaske Flaschen mit Budki und knospig große Gläschen. Herr K. mit den vornehmen Kurländerzügen, schneeweiß das Haar, Güte in den Augen, sah mir gegenüber. Neben mir die russische Oberstin mit ihrem blonden Töchterchen. Wir standen auf und sangen die deutschen Weihnachtslieder. Frau v. T. war sehr gerührt und die Oberstin forderte zum Niesentirschenkuchen auf, den sie mitgebracht und der so groß war wie ein runder Gasthaustisch. In den finstern Ecken des Saales aber lehnten die Kindheitsertnerungen mit den Händen vor den bitterlich weinenden Augen.

Der sechste 1919.

Ich hatte bis zu Mittag Dienst gehabt. In dem Mondschein um Mitternacht hatte ich von der Heimat geträumt und der blaue Schatten, der neben mir auf dem schmerzenden Schnee mitging, redete von Weihnacht und versunkener Seligkeit. Ich stieß mit dem Bojonette Funken aus der Mauer des Arrestes und atmete Eisnadeln an den zudelenden Pelztragen. Am Tage lief ich an den Stillen Ozean hinunter vom schimmernden Berge und trieb mich an dem zugefrorenen Ufer stundenlang herum. Draußen hob sich das Meer wie eine eiserne Platte gegen das Blau des Himmels empor. Es jubilierten die japanischen Farben über dem Festungsberge, als der heilige Abend fremd und exotisch in meine Seele einzog. Die jungen Damen der Young Men Christian Association (Verein christlicher junger Männer) waren im Auto aus der Stadt herausgefaßt und besicherten in echt amerikanischer Weise (businesslike) die habachtstehenden, nichtsdurchbohrenden Legionäre. Ich hatte nicht einmal Gefühl genug, genau auf den wunderbaren Christbaum zu blicken, weil ein ober Jude mich höflich interessierte, der vor der Front stand und dem eine riesige Flasche am Gürtel baumelte (keine Handgranate).

Als ich an die Reihe kam und die vorgeschriebene Ehren- und Dankesbezeugung leistete, hatte ich den plötzlichen Gedanken, englisch zu danken. Ein rasches Aufblicken, ein freundliches erkennendes Lächeln. Die mechanisch teilende Mädelhand ließ das Paket liegen, schüttelte die meinige, steife, hölzerne kräftig: I wish you a merry christmas. Das war meine letzte Weihnacht in Sibirien. Ich blickte mir damals die Augen aus über das Meer nach der Rauchwolke des Heimatschiffes.

Ein Weihnachtsabend.

Von A. Bourcar, Maribor.

„Mutter, was soll denn das erst heute abends werden, wenn du schon am hellen Weihnachtsmorgen die Augen naß hast. Das ist doch ein bißel reichlich früh! Jetzt nimm nur gleich dein Tücherl, fasse dich und erzähle mir, was du schon alles vorbereitet hast!“ Der große, kräftige Mann mit dem klugen, fröhlichen Gesicht unter dem nur leicht ergraute Kraushaar, der von sich zu sagen pflegte, daß er in den besten Jahren stünde, weil die guten vorüber seien, blickte etwas besorgt auf seine Frau, die ihm den Morgentasse mit einem so traurigen Gesicht einreichte, daß es zu dem freundlichen Raum und

der strahlenden Winter Sonne so gar nicht passen wollte. Nun hob sie den Kopf und sagte mit vorwurfsvoller Stimme: „Ihr Männer seid manchmal so sonderbar gleichgültig. Wie soll ich es denn heute anstellen, nicht zu weinen, wenn ich an unseren armen Baben denke. Ueber sechs Jahre keine Nachricht, mein Gott, da ist wohl keine Hoffnung mehr für ihn und uns!“ Sie schluchzte auf, nahm aber dann doch mit energischer Gebärde ihr Taschentuch und tat, wie es der Gatte verlangte.

„Ja, sollen wir denn wirklich das Fest feiern? Einen Kuchen habe ich und ein Indian ist auch bereit, brauchst du noch mehr?“ „Ja, einen Gugelhupf mußt du mir schon backen, ohne den geht es nicht, und die Wachskerzen und das Silberhaarschmück heraus, denn einen Baum gehe ich mir holen, das muß sein! Ich will die Lichter sehen und dabei an unseren Baben denken. Schau, ich gebe die Hoffnung nicht auf, es kommen ja immer noch Gesangene aus Sibirien!“ Er stand auf, tätschelte seiner Frau die Wange, nahm eine dicke Zoppe und ein altes, grünes Lodenhütchen und trat ins Freie. Draußen schimmerte es in leuchtendstem Weiß und der Schnee krachte unter den Füßen, wie es sich für Weihnachten gehört. Der große, starke Mann tat einen tiefen Atemzug, dehnte sich und hätte bei einem Haaren einen Juchzer getan, wenn ihm nicht noch rechtzeitig seine betäubte Frau und der arme Bub eingefallen wären. Solches Weihnachtswetter hatte es ja schon jahrelang nicht gegeben, denn sein kleiner Besitz auf Bergeshöhe war im Unterland gelegen, und so genöth er als echter Lebenskünstler doppelt das stimmungsvolle Bild. Wie zart standen die Berge im Hintergrund, der Bach, der Donati, der Wolsch, und wie kräftig hoben sich dagegen die nahen Berggipfel mit ihren überschneiten Fichten und Föhren ab. Dort wußte er gesunde, kleine Bäume, da mußte einer nun dran glauben. Ja, das war also wirklich schon das siebente Weihnachtsfest ohne den Sohn! Wie lang es war, und wie rasch die Zeit eigentlich verflogen war! Zu Kriegsbeginn war er hinaus gegen Ausland und seit den mörderischen Augusttagen war er vermisst, hatten sie nicht eine Zeile von ihm erhalten. Das waren harte Zeiten gewesen mit dem bitteren Warten, Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr um Jahr! Was hatte man alles versucht, Anfragen getan, an das Rote Kreuz geschrieben — alles vergebens. Ob er noch lebt? Er war so schwer von den Eltern fortgegangen. Dem großen, starken Mann kam nun auch etwas in die Augen, was nicht allein die scharfe Luft hervorgebracht, aber er blickte um sich in die winterliche Schönheit, sagte halblaut „und er kann doch noch kommen“ und marschierte weiter. Nach einer Stunde kam er heim, mit dem äppigsten kleinen Fichtenbaum, den sich der Weihnachtsmann wünschen konnte.

Am Abend sah es im großen Wohnzimmer gemütlich aus. Im hauchigen grünen Kachelofen brannte ein vertrauensweckendes Feuer, wie es der Städter heute nicht mehr kennt, die Hängelampe leuchtete hell, auf dem blendendweiß gedeckten Tisch prangten festliche Gerichte, in der Mitte des Zimmers aber stand das Weihnachtsbäumchen im Schmuck seiner grünen Jugend, vieler Kerzen und einiger Äpfel und Nüsse. Das alte Ehepaar saß vor den gefüllten Schüsseln, aber der Appetit war recht verschieden, mit dem sie ihnen zusprachen. „Mutter, nur keine Mädigkeit vorzuschüben, Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen und du darfst doch nicht krank werden, bis der Bub zurückkommt!“ „So mach doch nicht so leichtfertige Witze, das ist noch so ein Rest von deiner Theaterzeit. Unser Bub, du lieber Herrgott, der liegt wohl lang schon irgendwo in fremder Erde!“ Ihr Mann war Opernkapellmeister gewesen und das trug ihm seine Ehehälft im Grunde des Herzens heute noch nach, denn, „etwas bleibt halt doch immer davon zurück!“ Heftige Eifersucht hatte sie in jüngeren und noch mehr in späteren Jahren geplagt, nicht immer grundlos, wie es schien, denn ihr Eheherr meinte: „die Frauen sind viel zu süß, als daß man mit einer einzigen genug hätte!“ Doch sonst war er ein guter Mann gewesen, der ihr mit seinem fröhlichen Gemüt und seiner heitern Lebensauffassung über manche dunkle Wegstrecke hinüber geholfen hatte. Auch jetzt blickte er gutmütig und doch ein wenig betrübt zu ihr hinüber und sagte: „Ach was, fremde Erde, weiß Gott, vielleicht geht er schon über heimischen Boden und das Christkind bringt ihn uns heute oder morgen, aber jetzt zünde ich den Baum an und du darfst dir etwas wünschen!“ Die alte Frau holte rasch die Fäden und der Kapellmeister machte sich mit bemerkenswerter Geschäftigkeit an die Arbeit, ein Lichtlein ums andere flammte auf, der Duft der Fichtennadeln mischte sich mit dem der Wachskerzen und die goldenen und silbernen

Engelhaare schimmerten und glänzten. Da stand nun der Baum im Weihnachtskleid! Die alten Leute blickten versunken darauf hin. Wo waren nun die Kinder, die einst so jubelnd das Fest gefeiert? Das eine früh gestorben, die Tochter verheiratet, weit von hier, und der Jüngste? Er war immer ein Pechvogel gewesen und so sehr er sich stets auf den Weihnachtsabend gefreut, hatte ein böses Geschick ihm fast jedesmal gerade am 24. irgend ein empfindliches Mißgeschick über den Weg geworfen. Diesmal war es die Frau, die zuerst gegen die trübe Stimmung anging und das Schweigen brach: „Ich soll mir etwas wünschen, hast du gesagt, weißt du, was ich möchte? Du hast mir schon so lange nichts gespielt, setz dich an's Klavier, es ist ja heiliger Abend!“ An der Querwand des großen Zimmers stand ein alter Flügel, ein Bösendorfer, der in guten und schlimmen Jahren ein treuer Freund gewesen. Saß der Kapellmeister davor, so stand die alte Theaterzeit vor ihm, er fühlte die Bühnenluft zu sich herüber wehen, kühl und doch die Nerven aufreizend, er sah vor sich die bunte Welt des Scheines, und sah seine Musiker, die er so scharf gebrüllt und so sicher geführt — ja, das war noch Leben gewesen! Wenn er seine Augen gebieterisch über seine Truppen gleiten ließ, sie zwingend, mit der ganzen Kraft seines Willens, wenn er dann den Taktstock hob, — und wenn dann die Klangwagen aufrauschten auf sein Geheiß, sich hoben und senkten, dahinstürmten und leise erstarben, um wieder aufzujubeln in höchster Ekstase — Frau Musik sie war ja doch die höchste, die heiligste Liebe seines Herzens gewesen! Heute dachte er nicht daran. Die Kinder sah er vor sich in weißen Kleidern, sah ihre glückseligen Augen und hörte ihre feinen klaren Stimmen: „Stille Nacht, heilige Nacht, alles schläft, einsam wacht —“. Es klang durch den Raum, das alte Lied, ganz schlicht und einfach gespielt, als ob die Kinder dazu singen müßten, aber dann siegte der Künstler in ihm, hinein griff er in die Tasten, führte die alte Weise in zwei Stimmen, fügte eine dritte hinzu, bis endlich eine feierliche vierstimmige Fuge daraus wurde und die alte Frau unter Tränen des Schmerzes, doch voll Stolz, sich sagte: „Er kann's!“ Die Tonwellen sanftigten sich, wurden leise und zart und eine lieblichflüsternde Melodie tauchte auf, die alte Frau kannte sie gut, und wußte auch, was sie ihr sagen sollte, die „Szene am Bach“ aus Beethoven's Pastorale. Hatten sie sich nicht am rauschenden Bach gefunden, ihr Mann und sie? Nun erklang das „Siegfriedslied“, das hatte er ihr gespielt, nachdem der Bub gekommen war, weil Wagner es für Frau Costma hatte aufführen lassen, als ihr Sohn Siegfried geboren war. So glitt in Tonbildern, die sie zu deuten wußte, ihr gemeinsames Leben an ihr vorüber und immer friedlicher wurde das Altfräulein. Doch jetzt, was tönte da zu ihr herüber, was war es nur, was so vertraut schien, und sie doch nicht nennen konnte? Der Spieler blickte sie an, nickte — und nun wußte sie es auch: Mendelssohn's „Heimkehr aus der Fremde.“ Einige Minuten noch flossen die Töne durch das Zimmer, wandelten sich, schienen sich zu verschieben, wurden feierlich und erhaben, bis in üppigster Vollkraft der ambrosianische Lobgesang erkoll: „Großer Gott, wir loben Dich!“ Die alte Frau stand auf, als ob sie in der Kirche wäre, aber die Tränen rollten nun doch wieder unaufhaltsam über ihre Wangen herab.

Die Weihnachtskerzen waren erloschen, das alte Paar war zur Ruhe gegangen und ihre tiefen, ruhigen Atemzüge gingen durch das Zimmer. Draußen wandelte der klare Mond über die winterliche Erde, seine Strahlen lagen mit mattem Leuchten auf dem hartgefrorenen Schnee, tasteten sich durch das Fenster und glitten über die Schlafenden hin, aber sie rührten sich nicht. Von unten klang Glockengeläute, das stärker zu werden, näher zu kommen schien, aber die beiden schliefen friedlich weiter.

Da hatte die Frau einen sonderbaren Traum. Sie war unten in der kleinen Dorfkirche, am Hochaltar brannten die Kerzen und durch das Bogenfenster sah man den Mond. Die Glocke läutete und die Orgel brauste. Da betete sie mit ganzer Kraft und Innigkeit, Gott möchte ihr doch den Sohn in die Heimat senden. Und wie sie so betete, da hörte man ein Pochen an der Kirchthür, so hart und schwer, daß der Priester vom Altare zur Pforte schritt und fragte: „Wer ist da?“ „Ich bin's! Mach auf!“ antwortete eine Stimme und sie wußte, daß ihr Sohn da draußen stand. Sie wollte zu ihm, da vernahm sie schon das Kreischen des Schlosses und das Zurückziehen des Riegels. Sie fuhr aus ihrem Traum empor. Unten hörte man Stimmen und da packte sie den Gatten und rüttelte ihn wach. „Vater, was ist das?“ Der schreckte auf, tat dann einen Satz aus dem Bett. Sein feines

Musikrohr hatte eine Stimme vernommen, und die trieb ihn heraus. „Wer ist da“, hastige Schritte eilten die Treppe herauf, die Tür sprang auf, — da stand der Bub, stürzte auf sie zu: „Vater, Mutter, da bin ich!“ . . .

Weihnachtsbrief an einen fernem Freund.

Von Hansi Rubin, Ponikva.

Wenn meine Gedanken Dich so spärlich aufsuchen würden wie meine Briefe, dann hättest Du wohl ein Recht, mich meiner Lauheit wegen auszuscheiden. So aber trifft Deine Verwünschung nur die internationalen Postgebühren, welche ungebührlich hoch sind und kühl über alle warmen Empfindungen von Freundschaft und Liebe hinweg zu immer schwindelnderen Höhen hinauffegeln. Auf ihrer Luftfahrt sollten sie eigentlich Flugblätter mitführen mit folgendem Text: „Herzengüsse werden valutatisch behandelt und entsprechend eingedämmt. Seelische Notwendigkeit wird nicht anerkannt.“

Ueberhaupt: die Seele gehört zu den Luxusartikeln! Wundert mich, daß sie noch nicht besteuert worden ist. Wir sind ja heute nur Leiber, freßgierige und heutehungrig durch's Leben leuchtende Leiber! Ich sehe Dich im Geiste lächeln über meine Zeilen und Du denkst: „Sie hat noch Ironie, wenn sie auch sonst nichts mehr besitzt!“ Ganz richtig! Damit muß man dem Schicksal beikommen, wenn es über uns triumphieren will. Ja solchen Stunden verhöhnt man gar oft das Beste, nur um im Kampfe das Uebergewicht zu erhalten.

Aber danach kommen wieder Stunden, in denen sich alle Bitterkeit, Härte und aufgezwungene Schärfe verliert und wir ganz aufgelöst sind in einer unennbaren Süße, Weichheit und Milde. Es ist dann so als ob wir urplötzlich eine zweite Natur bekommen hätten. Jemandem kleines Ereignis hat diese Umwandlung herbeigeführt.

Und das meine heißt diesmal: Weihnachten!

Schon wie ich das Wort ausspreche, umweht mich sein Zauber: Kinderland, Puppenland, Traumland!

Ich höre geheimnisvolles Knistern von Seidenpapier, atme herben Tannenduft ein und der Duft brennender Wachskerzen und süßen Marzipans erfüllt die Luft.

Auf dem Teppich am Fußboden glitzert ein achlos fallengelassenes Stückchen Silberzeug: Engelhaar!

Und da beginnt schon der wundervolle Kindermärchentraum, in welchem huldreiche Feen und gütige Engel mit silbernen und goldenen Haaren die Hauptrolle spielen.

O Kinderzeit, o wunderfeliges Nirwana!

Du lächelst wieder, weil mich die Lebhaftigkeit meines Traumes dazu verführt hat, Dir heute einmal Erinnerungen aus einer längstvergangenen Vergangenheit aufzutischen, die ich über alle schönen und bitteren Erlebnisse meines Lebens so köstlich bewahrt habe. Aber Du müßtest nicht mein Trautgeselle sein und nicht der, als welchen ich Dich kenne und schätze, wenn Du nicht Freude darüber empfindest, daß Dir keine Regung meiner Seele unbekannt blieb und ich Dir von jedem Augenblicke meines Lebens Beichte ablege, ob dieser Augenblick nun kindisch, töricht und feig oder gewichtig, toternst und heroisch ist.

Und ebenso weiß ich von Dir, was in Deinem Innersten vorgeht. Soll ich raten, welche Gedanken Dich am Heiligenabend im lieben Graz, dieser einzigen Stadt aller Städte, deren Namen wir beide mit Inbrunst ansprechen, umschweben werden?

Du hast Dich wieder einmal müde gearbeitet im Büro bei dieser Dir eigentlich tiefverhassten Tätigkeit, welche den Dichter in Dir notgedrungen und um des lieben Brotes willen zum Schweigen gebracht hat (wie lange wird er sich das noch gefallen lassen?) und kehrt nun ein wenig verdrossen und verärgert heim durch die abendlich dunklen Seitengassen (Du liebst das Gedränge in den Hauptstraßen nicht) und plötzlich stockt Dein eilender Fuß auf dem hartgefrorenen Boden und es zieht durch Deinen Sinn: „Heute ist Weihnacht!“

Wie Du daheim angekommen, Dein Zimmer betrittst, steht ein Christbaum da, dessen Kerzen nur auf Dein Kommen gewartet haben, um feierlich zu brennen, zu knistern und Dich in einen warmen Hauch einzuhüllen.

Dein Blick aber sieht über den strahlenden Baum hinweg und sucht, sucht in unbestimmten Fernen nach einem Bilde, an das diese belebende, wohlliche Wärme Dich unwillkürlich erinnert hat: Trieste, Miramar — meerumspültes Wunder des Südens! Miramar überflammt von den Glutten der

untergehenden Sonne, wie auf jener Karte aus den Tagen des Krieges, welche Du als Feldgrauer mit als Süßlandgruß sandtest mit den Zeilen, die mich tiefen und mich taub fanden, was Du, Trauter, nie, auch später nicht begriffen hast, nicht begreifen konntest, daß man die Erfüllung eines Traumes ablehnt aus feiger Furcht, die Wirklichkeit könnte minder schön sein als der Traum.

Und so ist Triest und Miramar für mich ein Ewigkeitsstraum geworden, an welchem meine Phantasie und Deine immerwährende Süßlandssehnsucht weiter-spinnen werden bis an mein Ende. Und nun: Ende auch hier, mein Trautgeselle, und glückselige Weihnacht! Ich eile in mein Kinderland zurück zu Holzschälchen und Hampelmann.

Ein Weihnachtsbild.

Von Jst, Maribor.

Großmütterchen, umgeben von ihren Sieben, ruht im weichen Lehnstuhle und blickt versonnen auf den strahlenden Baum, unter dem sich ihre Kinder gefunden haben. Die süße Weihnachtsfreude schimmert in aller Augen.

Vorne stehen die Enkelin, die Kleinen. Sie können sich nicht genug tun an der Pracht des geschmückten Christbaumes und staunen mit offenen Mündern. Stumm, in unermesslichem Kinderglück betrachten sie die köstlichen Geschenke, die ihnen das liebe Christkind beschied hat.

Ein wenig abwärts die Kinder, schon längst keine Kinder mehr. Sie lassen den Kleinen den Vortritt, denn für die ist ja das Christkind die wahre Freude, die durch nichts getrübt wird. Doch auch unter den Großen ist ein Paar, das ebenso glücklich ist wie die jüngsten, ein Brautpaar. Langersehntes, heißbegehrtes Glück.

Aus düsterer, leidvoller Gefangenschaft heimgekehrt, geschmiegt an die geliebte Braut, eingehüllt in den sanften Frieden des heiligen Abends, durchlebt ein in Stürmen hart gewordener Mann die schönste Stunde seines Lebens.

Großvater, der ehrwürdige, vertieft mit zitternden Händen die wohlbestimmten Gaben, dies läßt er sich nicht nehmen, er ist es schon lange so gewohnt. Aber auch er wird bedacht; er nimmt aus Großmütterchens lieben alten Händen mit verklärtem Lächeln seine Geschenke entgegen. Großmütterchen selbst wird am reichlichsten beschenkt; doch die schönste von allen Gaben ist ein Gebichtchen, das klein Eischen ihr aufsagt. Sie tritt an Mutters Hand vor die silberhaarige Greisin und deklamiert stammelnd und mit dem Lieben singenden Ungeßick der Kinder:

Christkind ist gekommen heute
Zu beschenken alle Leute.
Mit dem Lichtein auf dem Baume
Sah ich's leuchten oft im Traume.
Möge, liebe Großmama,
Dich und auch den Großpapa
Oftmals noch dies Glück erfreuen:
Christkind seine Gaben streuen.

Großmütterchen, tiefgerührt von den unschuldigen Kinderworten, streichelt zärtlich das liebliche Mädchen und selige Jugenderinnerungen durchziehen ihr Herz. „Ich danke dir, gutes Kind, mögest auch du im Leben nur schöne Blumen auf deinen Wegen finden und dereinst so glücklich sein wie ich es heute bin,“ erwidert sie und Tränen des Glückes rollen gleich Perlen über ihre Wangen herab.

Weihnachten 1921.

Von D. Brahmman, Magdeburg.

Bald stehen wir wieder im Kerzenschein des lieben Weihnachtsbaumes; früher freilich war er schöner und reicher geschmückt. Schönerer Sachen waren es auch, die das Christkindlein unter den Baum legte und mit denen es das erwartungsvolle Menschenherz erfreute. Aber all die schweren Jahre haben uns genüßsam gemacht. Von einem Weihnachtsfest zum andern wurde die Pracht immer um einen Grad dürftiger, so daß wir es kaum gewahr wurden. So wurden wir eingehüllt in die Schwere der Zeit, unsere Ansprüche wurden geringer, aber das Weihnachtsfest hat für uns nichts von seiner tiefen Symbolik verloren, sie überdauert vielmehr die Stürme eines in seinen Grundfesten wankenden Zeitalters.

„Am Himmel hätten wir nicht teil, wenn nicht zu unser Heil dies Kind geboren wäre.“ Und sehet, das ist die Wahrheit, das eigentliche Geheimnis der Freuden der Weihnachten. Deswegen haben wir jene Er-

innerungen an die Weihnachtsfreuden unserer Kindheit, diesen unergänglichen Zauber, deswegen kann auch der Verbitterteste von den Alltagsorgen loskommen, weil dahinter Glanz und Schein als ewiger Hintergrund stehen. Damals ist Gott zu uns gekommen und hat uns sein Höchstes geschenkt: seinen Sohn. Denken wir uns nur einen Augenblick Jesus aus der Welt, aus der Menschheit, aus unserm Leben weg, wie unaussprechlich trostlos wäre das! Es wäre wie ein Winter, ohne Hoffnung darauf, daß je die Sonne wiederkehrt, es wäre eine kalte, liebeleere hoffnungslose Welt.

Was tut es, wenn diesmal die Weihnachtsfreude äußerlich noch um einen Ton stiller, die äußere Aufmachung noch um ein wenig bescheidener ist? Das alles ist im Grunde doch nur Beiwerk, ein Beiwerk, das uns mit seinem Vielerlei oft genug die Hauptsache nur zu sehr verdeckt und verdunkelt hat. Mehr als je sind wir diesmal drauf angewiesen, uns auf den Kern, auf die innere Hauptsache zu besinnen: Hab' ich doch Christum noch! Das will etwas heißen. Wenn ich Christum aber habe, so habe ich Gott, so habe ich ewiges Leben, so habe ich Kraft für meine Arbeit, Trost für mein Leid, Licht für meinen Weg, Hoffnung für mein Sterben, also alles was ich brauche. Und das ist ein Besitz, in dem es keinen Unterschied, keine Bevorzugung gibt, die ihn haben, sind alle gleich reich. Es ist notwendig, daß wir von Zeit zu Zeit solcher Mahnungen teilhaftig und auf den inneren Menschen hingewiesen werden.

Menschen, die Weihnachten feiern, dürfen nicht in der Finsternis wandeln, sondern müssen das Licht liebhaben.

Draußen treibt der Winter mit Eis und Schnee, Wind und Wetter sein unfreundliches Spiel — und drinnen strahlt der Tannenbaum, und in seinem Lichterglanz finden sich große und kleine Menschen in weihewoller Stimmung zusammen. Der Alltag mit seinen grauen Sorgen ist für eine kurze Spanne ausgeschaltet.

Gewiß, mancher Schatten huscht durch den stillen Raum, manche trübe Erinnerung wird aufgeschwemmt. Da fehlt ein naher Angehöriger, den die tolle Zeit hinweggerafft, dort tauchen schönere, bessere Tage im Geiste auf — hier trüben Krankheiten, Entbehrungen und eine bange Sorge um die Zukunft die Weihe des Festes — wer hätte heute nicht sein gerüttelt Maß von Gram und Kummer zu tragen? Und das Schicksal ist grausam genug, dem Menschen in schönen Augenblicken auch die trüben zurückzurufen.

Doch der Weihnachtstag ist nicht zum Sinnen und Grübeln auserkoren; er lehrt uns vielmehr unsern Glauben zu festigen, neue Hoffnungen zu schöpfen. Und wer die Kleinen, die unter unseren Augen heranwachsende neue Generation, an diesem Tage beobachtet, wer ihre freudig erregten Züge, ihr stilles Glück mitempfindet — und wer sollte das nicht? — der erst hat den Sinn des Weihnachtsfestes erfaßt. Hier hat das Leben seinen Gipfel erreicht. Und siehe, gerade den Kindern gilt es, denen, die dereinst an unserer Stelle leben und schaffen sollen und denen wir den Weg bereiten: Wollen wir ihn mit Rosen oder mit Dornen bestreuen? Wollen wir sie in dunkle Trübsal einhüllen oder die leuchtende Fackel freudigen Hoffens vorantreiben? Die Antwort gibt sich von selbst. Mag das Leben noch so schwer auf uns lasten, wir wollen uns freuen; denn nicht wir kommen zur Weihnacht, sondern die Weihnacht mit ihrer Freude kommt zu uns. Sie kommt herab vom Himmel so neu und groß, so jung und frisch wie einst auf unsere flackernde Erde. Und die Engel Gottes steigen auf und nieder. Herunter tragen sie den Segen des Jahres; Frühlingsblumen, Sommerähren, Herbstfrüchte und darüber die köstliche Gabe der Weihnacht. Ist das nicht Weihnachtsglück? Die Glocken summen und leise tönt: Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Europäische Weihnachtsgebräuche.

Von Anna Schwabacher-Weichroder.

Man bezeichnet die Kelto germanen als die Urväter aller deutschen Stämme. Sie sind zugleich das erste Volk, das unser heutiges Weihnachtsfest beging; wenn auch in anderer Weise und aus gänzlich andern Antrieben als wir, da wir die Geburt Christi dem schönen Fest zugrunde legen. Bei unsern Urvätern hieß es das Julfest, von julen, lustig sein hergeleitet, oder das Fest der Sonnenwende, das vom einundzwanzigsten Dezember bis Anfang Januar währte. Die alten Germanen glaubten, daß um diese Zeit die Göttin Hertha einen Reifflug

unternahm, bei dessen Beendigung sie ihre Anbeter mit Geschenken behachte. Gewaltige Herdfeuer begrüßten deshalb die Heimkehrer und Fackeln loderten zu ihrem Willkommen unter den ihr geweihten heiligen Eichen, aus deren rauschenden Zweigen die Priester und die Seherinnen geheimnisvolle Stimmen vernahmen. Deren Bedeutung veränderten sie dann dem Volke an Stätten, die nicht wie bei uns mit Tannen, sondern mit Mistelzweigen geschmückt waren. Erst später wurde die Tanne zu dieser Feier gewählt. Der keltogermanische Brauch, die Mistel als Festputz zum Weihnachtsabend zu verwenden, besteht noch heute bei den Engländern, und einem Röhren in Ehren darf niemand unter der Mistel wehren.

Auch die Franzosen kennen die Tanne nicht in unserer Beziehung zum Christfest. Bei dem gallischen Volke spielt überhaupt das liebe Fest nicht annähernd eine so große Rolle, wie bei den Deutschen. Man bevorzugt dort weit mehr das Neujahrsfest und treibt dabei eine wahre Verschwendung mit den kostbarsten Geschenken, les étrennes genannt. Sie bestehen meist aus Blumenstöcken, aus Süßigkeiten, Nischstoffen und duftenden Seifen, viel seltener aus Nutzgegenständen. Es ist gewissermaßen Pflicht, an diesem Tage alles irgendwie Beschenkbare zu beglücken. Und mancher junge Mann muß aus kleinen Kassenverhältnissen heraus jeden Bissen, den er im tüchtereichen Freundeshause genossen, unter schweren Seufzern und mit um so leichterem Börse heimzahlen.

Unser deutsches Weihnachtsfest wurde von jenem Papste Gregor, dem wir auch unsere Kalenderrechnung verdanken, zuerst im deutschen Kaiserreiche eingeführt. Papst Gregor war ein großer Kinderfreund und dachte bei der trauten Feier zunächst an die Kleinen. Bald aber fühlten auch die Großen sich von dem eigenen Zaubervann des Festes gefangen. Läßt es doch keinen mehr los, der es in seiner ganzen Innigkeit jemals kennen gelernt hat.

Von der deutschen Schlichtheit des Weihnachtsfestes, die gerade seinen Hauptreiz ausmacht, war weder im Bereiche des deutschen Kaisers römischer Nation, noch in dem des Papstes etwas zu spüren. In Italien stellt man die Geburt des Heilandes durch vergoldete Krippen, durch künstliche, lebensgroße, buntgemalte Figuren, wie die Mutter Gottes, die drei Könige des Morgenlandes, dar. In neapolitanischen und römischen Patrizierhäusern überbot man noch diese in den Bürgerhäusern übliche Schaustellung der Heilandsverkündigung. Man teilte sie in drei oder vier Akte, und stellte sie in mehreren großen Sälen dar. Man ließ die drei morgenländischen Könige auf echten Kamelen und mit lebenden Sklaven heranziehen. Ein künstlicher Papierstern leuchtete voran, und das Ganze erhielt melodisch-dramatischen Hintergrund durch Abfassung des „Ehre sei Gott in der Höhe“. Auch in Deutschland gab es und gibt es auch noch heute Vorstellungen der Heilandsgeburt. Doch je mehr der Deutsche das romanische Element, mit dem er immer wieder Fühlung bekam und von dem er leider oft viel zu sehr annahm, im Laufe der Zeiten abschüttelte, um so einfacher und unausdringlicher wurden diese Darstellungen. Und das ewig schöne Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, hat sich auch hierbei mehr und mehr seine Berechtigung erobert. Denn gibt es etwas Schöneres als die Heilandsgeburt, dargestellt von Kindern, unsere schönen Weihnachtslieder von Kinderlippen dazu gesungen, die Krippe von unbeholfener Kinderhand einfach und schlicht verfertigt? Und gerade dadurch wird alles von rührender Wirkung. Wir finden dies heute noch am häufigsten in Bayern. Besonders in seinen malerischen alten Städten wie Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Rothenburg o. d. Tauber. In den bayerischen Gebirgsgegenden hat sich der alte Brauch erhalten, daß an den drei Donnerstagen vor dem Feste die Burschen und die Mädchen des Dorfes singend vor die Türen der wohlhabenden Bauern ziehen. Dort machen sie sich durch kräftiges Anpochen und harmlose, aber sehr vernehmliche Späße um die Aufbeiterung der Insassen so verdient, daß man lachend die „Poltergeister“ verschenkt, indem man Äpfel, Nüsse und Kuchen vor die Schwelle legt.

Ganz abweichend von unsern Bräuchen wurde das Weihnachtsfest bisher in den nordischen Ländern Europas, in Skandinavien besonders, begangen. Eigentlich wurde es nur durch Speise und Trank gefeiert. Es ist noch nicht allzulange her, daß unsere deutsche Art, das Christfest zu begehen, dort Fuß faßte, doch hat es nunmehr selbst in den kleinsten Dörfern deutschen Anstrich erhalten. Die Tanne und, wo sie nicht gedeiht, die Fichte oder ein ähnlicher Baum, wird für die Kleinen aufgespitzt. Und sehr angenehm überrascht war ich, auf der schönen Aus-

stellung zu Christiania, veranstaltet von inländischen und ausländischen Norwegern, die der von Malin nichts nachgab, folgendes Weihnachtsbild in lebensgroßen Figuren zu finden: Ein norwegisches Fischerheim bei Tronjem. Der Vater lehrt eben reich beladen vom Fange heim. Sein junges Weib empfängt ihn mit dem Kinde auf dem Arm unter dem nach deutscher Weise hergerichteten Weihnachtsstisch mit Tannengrün und Lichterglanz.

Zum Beweis, welch' hohen Wert man in den nordischen Ländern dem Weihnachtsfeste beilegt und wie sehr unsere schwedischen und norwegischen Vetter ihrer germanischen Abstammung sich bewußt sind, diene, daß man bereits im Oktober beginnt, für die Genüsse des Festes vorzusorgen. Rentiere und fette Rinder, Fische aller Arten und Größen werden geräuchert und eingepökelt. Bier wird in Mengen gebraut. Die köstlichen Schältere der nordischen See, die dort an Ort und Stelle fast nicht kosten, werden in haltbaren Gallert gelegt. Ja, es gibt sogar ein Verfahren, kleine, heringartige Fische zu präparieren und in die Erde bis zum Weihnachtsfeste einzugraben. Dieser Fisch fehlt, besonders in Südschweden, auf keiner Borgerichtschüssel und schmeckt delikät. Am Weihnachtstage selbst wird gegen die Gewohnheit des nordischen Sohnes statt des aus drei Gängen bestehenden Lunch ein eiliges, kaltes Frühstück eingenommen. Denn man erledigt alle Geschäfte tunlichst noch bis zum heiligen Abend und widmet sich dann, wie bei uns, ganz der Familie. Um sechs Uhr wird das Fest eingeleitet durch eine Mahlzeit. Unsere hübsche Geheimtuer, die unbedingt zu diesem Feste gehört, kommt auch in Skandinavien mehr und mehr zu ihrem Rechte. Denn während des Mahles tritt ein eingemummtes, männliches Familienmitglied ein, um Geschenke zu verteilen. Dann geht alles in die Kinderstube zu den ganz Kleinen. Hier wird der Baum angezündet, und leuchtende Kinderaugen wetteifern mit dem Glanze der Kerzen.

Ist diese Freude ausgekostet, so rüstet man sich zum Besuche der Kirche. Das erfordert, besonders im hohen Norden, oft eine weite Fahrt im Rentier- oder Hundeschlitten. Aber alles besteht ja dort Pelze und warme, oft handgestrickte, reizende bunte Jacken und Mäntel. Und die Heimkehrenden erwartet ein Warmbier oder ein Grog.

Der in England zum Christfest unumgängliche Truthahn (dazu der, wenn er echt sein soll, aus neunzehnerlei Zutaten bestehende, mit Rum angezündete Plumpudding) ist auch im Lande der Mitternachtssonne nicht verpönt. Nur ist er ein wilder Vetter von ihm und wird Käder genannt.

In vielen Dörfern Schwedens und Norwegens ziehen die Kinder während der Festtage vor die Häuser des Pfarrers und der andern Honoratioren und singen Weihnachtslieder. Tannengrün und bunte Bänder tragen sie dabei vor sich her. In gleicher Weise sieht man auch dort die Heilsarmee oft sich durch die Straßen bewegen. Auch sie singt Lieder und erhält reiche Geschenke. Niemals habe ich jemand, wie bei uns, darüber lachen sehen.

Aber auch die heitere Sangeskunst herrscht wieder, sobald der heilige Abend mit seinen ersten Liedern vorbeigezogen ist. Und Terpsichore schwingt genau so eifrig ihr Szepter dort in den Weihnachtstagen wie in den hellen Mittsommernächten, wo die Wiesen nicht leer werden von leichtbeschwingten Fühen und die Sonne vom azurblauen Himmel herab oft bis zwei Uhr im Tagesleuchten dem buntlustigen Treiben zusieht. Ein Längchen im Schnee wird durchaus nicht verschmäht. Posaunt aber der Nordwind vom Eismeer her gar zu durchdringend seine Tanzmusik, dann hüpfst das junge Volk weiter in warmer Stube bei Punsch und Süßigkeiten und den prächtigen nordischen Äpfeln und den dort in Massen feilgebotenen Süßrüchten. Vielmal tobt man sich, um dem alten Brauch zu huldigen, den Schluß des alten Jahres zu feiern, am sechsten Januar bei Spiel und Tanz noch einmal aus. Dann aber beginnt, wie bei uns schon zu Neujahr, auch für unsere hellblonden Vetter jenseits der Dnjepr und für unsere matblonden, tannenschlanke Baje wieder der Ernst des alltäglichen Lebens.

Allerlei Lustiges.

Während eines Aufenthaltes in England stattete die Königin der Sandwichinseln der Königin Viktoria einen Besuch ab. Im Laufe des Gespräches rühmte sich die braune Majestät, sie habe auch englisches Blut in den Adern. — „Inwiefern?“ fragte Königin Viktoria. — „Meine Vorfahren haben den Kapitan Cook aufgeessen.“

Junge Dame (in Gesellschaft zu ihrem Tischnachbarn): „Gestern abends habe ich einen Millionär kennen gelernt; er hat aber kein Interesse für die Frauen.“ — Tischnachbar (ein älterer Herr): „Eben deshalb wird er Millionär geworden sein.“

Bei Kriegsgewinnlern. „Und wie geht es Ihrem kleinen Jungen?“

„Danke, sehr gut. Er sitzt in seinem Zimmer und lusioniert ausländische Zeitwörter.“

Bei Schmidts ist noch ein Kind angekommen und der Vater fragt seine Jüngste: „No, Elchen ist das nicht nett, daß du ein Schwesterchen bekommen hast?“ „Gott, Vatschen,“ meint die Kleine ernsthaft, „das ist ja so weit ganz schön, aber ich finde, andere Sachen hätten wir eigentlich viel nötiger gehabt!“

Wie man mit seinen Leuten umgehen muß? Patient: „Ich möchte Sie gern insultieren, Herr Doktor; ich leide an Konfektionen nach dem Kopfe.“ — Arzt: „Darüber machen Sie sich nur keine Skrupeln; gehen Sie zur Hypothek und kaufen sich Rhinogerosöl.“

Ausgewichen. Die kleine Irma: „Mama, was heißt das, einem Mann Hörner aufsetzen?“ Die Mama: „Frage den Papa!“

Im Buchladen. Junge Frau: „Ich wünsche das Buch aus dem Schaufenster „Wie erhalte ich mir die Liebe meines Mannes?““ Buchhändler: „Hier bitte, meine Gnädigste.“ Junge Frau: „Ach Gott, das ist ja ein Kochbuch!“

Schlagfertig. Es war seine erste öffentliche Rede als Wahlkandidat und bevor er noch seine schwierige Aufgabe bis zur Hälfte gelöst hatte, flog ihm aus dem Zuhörerraum ein Rohlkopf ins Gesicht. Ohne jedoch aus der Fassung zu geraten, rief er mit verstärkter Stimme: „Meine Herren, ich bemerke soeben, daß einer meiner politischen Gegner seinen Kopf verloren hat!“

„Bitte, meine Damen“, sagte im Konzert ein Herr zu zwei jungen Damen, die sich lebhaft unterhielten, „würden Sie in der Pause Ihr interessantes Gespräch fortsetzen? Die Leute im Orchester machen nämlich soviel Lärm, daß ich kaum die Hälfte verstehen kann!“

Vorteilhafter. „Was kostet denn Haarschneiden?“ — „4 Mark!“ — „Und Rasieren?“ — „1.50.“ — „Dann rasieren Sie mir alles runter!“

Feines Gehör. Der seit einigen Jahren verheiratete Musiklehrer, der einen Stammhalter ersehnt, ist aus dem Wirtshause geholt worden, weil Zwillinge angekommen seien. Die Treppe hinaufstürmend hört er schon den „Gesang“ der Neugeborenen. „Gott sei Dank“, jubelte er, „den Thronerben hätten wir, es ist ein gemischter Chor!“

Beim Heiratsvermittler. „Warum wollen Sie die Dame nicht heiraten? Ich für meinen Teil schätze sie sehr hoch.“ „Ich auch . . . sehr hoch in den Dreißigern.“

Einbildung. „Auf diesem Stuhl hat Schiller gefessen.“ „Tatsächlich, er ist noch ganz warm!“

Unsichere Zeiten. „Rutscher, Sie könnten inzwischen hier hinten auf die Möbel aufpassen, damit nichts abhanden kommt.“ „Sehr gern, wenn Sie sich vorn bei die Pferde stellen, damit sie mir nicht gestohlen werden!“

Benutzt. A.: „Ich leide seit einiger Zeit recht an Gedächtnischwäche.“ B.: „Da können Sie mir recht leid tun, aber wie wäre es, könnten Sie mir vielleicht 200 R pumpen?“

Vermischtes.

Eine Bauchsteuer. Ein gewisser Ernst Reiter aus Jüditen bei Königsberg versendet an verschiedene Körperschaften ein autographiertes Rundschreiben von drei Foliosseiten Maschinenschrift. Es ist umständlich und phantastisch gehalten, sei aber,

da es eines gewissen — allerdings unfreiwilligen — Humors nicht entbehrt, der Öffentlichkeit im Auszug mitgeteilt. Reiter wünscht, daß bei allen Volksgenossen im Alter von 15 bis 70 Jahren erst der Brust- und dann der Bauchumfang gemessen werden soll. Bei wem der Bauchumfang größer als der Brustumfang ist, soll eine Steuer bezahlen. Bei Männern beträgt sie im Alter bis zu dreißig Jahren 1000 Mark, bis zu vierzig Jahren 500 Mark und bis zu 70 Jahren 300 Mark für jedes Zentimeter Mehrumfang des Bauches. Im Alter von 50 bis 60 Jahren werden 5 Zentimeter, im Alter von 60 bis 70 Jahren 10 Zentimeter Bauch steuerfrei gelassen. Dazu treten für solche, die eine stehende Lebensweise führen, vom 40. Lebensjahre an 5 Zentimeter und nach dem 50. Lebensjahre 10 Zentimeter steuerfreier Schmerbauchumfang. Bei Frauen darf bis zum 40. Lebensjahre der Bauchumfang 10 Zentimeter, nach dem 50. Lebensjahre 20 Zentimeter größer sein als der Brustumfang. Frauen, die in anderen Umständen sind oder bereits ein gesundes Kind geboren haben, werden zu der Steuer nicht herangezogen. Steuerfrei sind auch alle über 70 Jahre alten Personen. Wer beim Messen den Bauch einzieht, bekommt strafweise 10 Zentimeter mehr angerechnet. Solche, welche die Schmerbauchsteuer — sie wird in manchen Fällen über 10.000 Mark jährlich betragen — nicht bezahlen können, müssen sie adarbeiten.

Kochkurse für Herzoginnen. Herzoginnen — als Mitglieder des Standes der „neuen Armen“ — beginnen, die Kochkunst praktisch zu erlernen. Eine große Zahl von Damen der englischen Aristokratie beteiligt sich an öffentlichen Kochkursen, meist unter falschem Namen, um Aufsehen zu vermeiden. Nur die Leiter und Leiterinnen des Unterrichts wissen, wen sie in Wirklichkeit zu Schülerinnen haben. Und zwar zu Schülerinnen, denen meist die elementarsten Vorkenntnisse fehlen. „Ich habe betitelt Damen in meiner Klasse“, so erzählte eine Kochschul-Vorleserin, „die noch niemals eine Küche betreten hatten.“ Anfangs zeigten sie sich völlig unbeholfen, aber allmählich machten sie gute Fortschritte. Jetzt gehört es geradezu zum guten Ton für eine Dame der vornehmen Gesellschaft, eine Mahlzeit mit eigenen Händen herzustellen, und man nennt eine Reihe solcher Damen, wie die Gräfin Falmouth, Lady Helen Murray, Lady Chiffiter usw., die geradezu hervorragendes als Kochkünstlerinnen leisten. — Ein Londoner Blatt bemerkt dazu freilich satirisch: „Wäre es nicht besser, statt die Köchinnen jetzt dem Adel zu entziehen, gute Köchinnen in den Adelsstand zu versetzen?“

Die Tanz-Roulette. In den Londoner Nachtclubs erfreut sich der Roulette-Tanz gegenwärtig der größten Beliebtheit. Jedes Feld des Parkerboden ist mit einer Nummer versehen, während an der Wand eine große Uhr mit 60 Nummern und einem elektrisch betriebenen Zeiger hängt. Plötzlich bricht die Tanzmusik ab, die Tänzer und mit ihnen der Zeiger der Uhr bleiben stehen, und dasjenige Paar, das auf der bezeichneten Nummer hält, hat den Geldeinsatz gewonnen.

Gasangriff auf Wanzen. Der Weltkrieg, der ganze Armeen von Ungeziefer über die geplagte Menschheit ausschüttete, hat uns gelehrt, die Laus, den Floh und die Wanze beim rechten Namen zu nennen. Wenn man sich früher lieber von den Plagegeistern auffressen ließ, als daß man zugab, Wanzen oder Flöhe in der Wohnung zu haben, so kann heute erfreulicherweise festgestellt werden, daß diese Tierlein für weite Kreise wenigstens ihren diskreten Charakter verloren haben. Damit ist aber ein wesentliches Hindernis zu ihrer wirksamen Bekämpfung aus dem Wege geräumt. In Kassel hat man neuerdings festgestellt, daß in den Häusern der Altstadt Wanzen den Bewohnern das Dasein verbittern. Der Magistrat hat daher einen großzügigen Vernichtungsfeldzug gegen das Ungeziefer eingeleitet und fordert alle Mieter und Hausbesitzer auf, verwanzte Wohnungen zur Anmeldung zu bringen. Ein eigens angestellter Oberdesinfektor leitet als Generalissimus die Operationen gegen den blutdürstigen Feind, gegen den man die modernste aller Kriegsmethoden in Anwendung bringt: den Gasangriff. Die betreffenden Häuser werden regelrecht „vergast“, und die Erfolge, die man bisher mit diesem neuen Verfahren erzielte, sind so vielversprechend, daß in absehbarer Zeit der verfeuchte Stadteil als wanzenfrei wird angesehen werden können.

84

(Nachdruck verboten.)

Der Australier.

Roman von Hedwig Courths-Mahler.

Ein verächtliches Gefühl gegen Korff war alles, was jetzt noch in ihrem Herzen für ihn übrig geblieben war.

Anscheinend hatte sich Lisa Korff aber doch in ihrer kurzen Ehe glücklich gefühlt, wenn dieses Glück auch nur eine Illusion gewesen war.

„Vielleicht ist sie um ihren jähen Tod zu beneiden. So bleibt ihr die Enttäuschung erspart, die sonst wohl kaum ausgeblieben wäre,“ dachte sie.

Korff war nun mit seiner Post fertig und blickte zu Dagmar hinüber, die sehr bleich war und mit großen Augen traurig über das Meer sah. Er beugte sich vor.

„Du hast doch keine schlimme Nachricht erhalten?“ fragte er besorgt, seine Zurückhaltung vergebend.

Sie reichte ihm stumm den Brief.

„Dies selbst,“ sagte sie leise.

Er nahm das Schreiben und beim Lesen versteinerte sich sein Gesicht.

„Nun ist Korff frei — und reich. Jetzt könnte er auch eine arme Frau heimführen. Und — er Dagmar zu seiner Frau machen — wenn sie noch frei wäre. Wenn sie ihn noch liebt — wie ich nicht bezweifle — dann bin ich jetzt das Hindernis zwischen ihr und ihrem Glück,“ dachte er mit seltsam bang und dumpf klopfendem Herzen.

Schweigend gab er den Brief zurück.

Sie sah ihn an und froh bis ins Herz hinein, als sie seine kalte, unbewegte Miene sah. Sie ahnte nichts von den Höllequalen, die in seiner Seele tobten, ahnte nicht, mit welchem Gedanken er sich marterte.

„Die arme Lisa, ist das nicht schrecklich, Ralf?“ sagte sie leise.

„Ihr ist wohl,“ stieß er hart und scharf heraus.

Dagmar wurde blaß und sah mit großen, traurigen Augen aufs Meer hinaus. Ralfs kaltes, verändertes Wesen schmerzte sie unsagbar.

„Er liebt mich nicht mehr,“ dachte sie bedrückt.

„Es tut ihm wohl schon leid, daß er mich zu seiner Frau gemacht hat. Seine Liebe ist erloschen, weil er keine Gegenliebe fand.“

Es zuckte schmerzlich in ihrem Gesicht.

Ralf blickte sie unverwandt an, und in selbstquälerischer Pein redete er sich ein, ihre Traurigkeit gelte dem Umstand, daß sie sich voreilig gebunden hatte. Wäre sie jetzt noch frei, so könnte sie Korffs Gattin werden. „Liebe verzeiht alles,“ dachte er.

Daß Korff Dagmar trotz seines Verzichtes liebte — noch immer liebte, wenn auch nur auf seine Art, das hatte er an seinen leidenschaftlich begehrenden Blicken gesehen, mit denen er Dagmar angesehen hatte. In seinem Schmerz, seiner Verzweiflung, daß es ihm nun ganz unmöglich sein würde, Dagmars Liebe zu erringen, und in seiner Angst, ihr mit seiner Liebe aufdringlich zu erscheinen, gab sich Ralf immer zurückhaltender.

Aber er wurde darüber nervös und unstät. Es trieb ihn aus der Nähe seiner Frau, weil er oft nicht imstande war, ruhig neben ihr auszuharren. Stundenlang ließ er sie allein, machte weite Spaziergänge, um sich zu ermüden, und wurde dabei blaß und elend.

So quälte er sich und Dagmar mit dieser peinvollen Unruhe. Sie wußte nicht, was ihn von ihrer Seite trieb und sagte sich nur immer wieder mit einer namenlosen Traurigkeit:

„Er liebt mich nicht mehr.“

Ralf aber sagte sich mit derselben selbstquälerischen Beständigkeit:

„Ich bin ihr jetzt ein Hindernis, bin ihrem Glück im Wege.“

Das wurde noch viel schlimmer, als das junge Paar wieder nach Hause kam.

Ralfs Mutter sah mit Betrübnis, daß zwischen den beiden jungen Menschen eine Scheidewand aufgewachsen war, die scheinbar täglich höher wurde. Sie sprach nichts darüber. Jedes Einmischen in solche Dinge hielt sie für gefährlich und zwecklos. Die beiden Menschen mußten selbst ihren Weg gehen. Aber sie beobachtete scharf, und was sie dabei sah, mußte sie doch nicht ganz mutlos machen, und manchmal lächelte sie ganz verstoßen und sagte vor sich hin:

„Sie laufen beide in der Irre, aber einmal wird sie ihr Herz zusammensühren. Man muß sie gehen lassen.“

Auch Lotte merkte mit Betrübnis, daß zwischen Schwester und Schwager ein betrüblich veränderter Ton herrschte, und auch sie machte sich ihre Gedanken darüber.

„Ob Dagmar doch Korff noch liebt, und, nun er frei ist, den Weg zu Ralf nicht finden kann?“ fragte sie sich, wenn sie Dagmars traurige Augen sah.

Dann schüttelte sie aber wieder den Kopf.

„Nein, nein, dazu ist Dagmar zu stolz. Sie kann nicht lieben, wo sie verachten muß. Das hat sie doch selbst einmal gesagt.“

Und sie grübelte weiter, warum die beiden, ihr so sehr lieben Menschen sich mehr und mehr voneinander entfernten, statt sich näherzukommen. So gingen Wochen dahin, und zwischen Ralf und Dagmar wurde die Luft von Tag zu Tag weiter.

Dagmar ahnte nicht, welchen Kampf ihr Gatte neben sie zu bestehen hatte. Sie war sehr unglücklich und wußte doch eigentlich nicht weshalb. Ralf blieb ihr gegenüber artig und ritterlich und erfüllte ihr jeden Wunsch. Er vermied nur ängstlich jedes Alleinsein mit ihr, und seine Zurückhaltung tat ihr weh. Sie fühlte, daß sie etwas Kostbares verloren hatte, das ihrem Leben Sonne und Wärme gegeben hatte.

Dabei sah sie, daß Ralfs Gesicht schmaler und schmaler wurde, daß eine rastlose Unruhe ihn umhertrieb. Und das quälte sie so sehr, daß sie eines Tages, als er eben das Zimmer verlassen hatte, in Tränen ausbrach, in heiße Tränen des Schmerzes, Tränen der Sehnsucht — nach seiner Liebe.

Dagmar gestand sich nicht ein, daß ihre Sehnsucht ein Beweis war, daß in ihrem Herzen die Liebe zu Ralf ihren Einzug gehalten hatte. Diese Liebe hatte so ganz allmählich von ihrem ganzen Befinden Besitz ergriffen, war so langsam und stetig gewachsen unter seiner selbstlosen, opferbereiten Liebe, daß sie es gar nicht gemerkt hatte, wie sie ganz davon erfüllt war.

Schmerzlich und bitterlich weinte sie, daß ihr ganzer Körper davon geschüttelt wurde, und hatte alles um sich vergessen. So bemerkte sie auch nicht, daß Ralf ins Zimmer getreten war; er war zurückgekehrt, um ein vergessenes Buch zu holen. Da sah er sie nun in ihrem tiefen Schmerz versunken.

Eine Weile stand er wie gelähmt und wurde blaß wie ein Sterbender. Und dann wandte er sich leise, ohne sich bemerkbar zu machen und ging davon.

Langsam, in zusammengesunkener Haltung ging er in sein Zimmer. Dort schloß er sich ein und ging ruhelos auf und ab, mit einem Entschluß ringend.

„Nun habe ich den Beweis, daß sie tief unglücklich ist an meiner Seite, daß sie sich nach dem anderen sehnt. So geht das nicht weiter, so quälen wir uns in unerträglicher Weise. Das ertrage ich nicht mehr! Es ist mir auch nicht mehr möglich, mein heißes Fühlen vor ihr zu verstecken. Brich es aber einmal hervor, und sie wendet sich dann mit Grauen und Abscheu von mir, dann — nein, nein — das wäre mir schlimmer als der Tod.“

Zwar begriff er Dagmar nicht, daß sie nach allem Korff noch lieben konnte, da er sich ihr so niedrig gezeigt hatte, aber er sagte sich, daß Liebe eben alles verzeiht und nicht nach Verdienst fragt.

Stundenlang blieb er mit sich allein und rang sich einen Entschluß ab — den Entschluß, sie frei zu geben. Daß dieser Entschluß ihm namenlos schwer geworden war, sah man an seinem blaffen, verfallenen Gesicht.

Ausatmend, wie nach schwerer mühseliger Arbeit, verließ er endlich sein Zimmer und ging nun mit schnellen, zielstreicheren Schritten zu seiner Mutter.

Die saß in ihrem Zimmer im Lehnstuhl am Fenster und las in einem Buche, das ihr Dagmar vorhin gebracht hatte.

Mit ihren lieben, treuen Mutteraugen sah sie dem Sohn entgegen und war aufs tiefste erschrocken über sein verfallenes Gesicht. Sie sagte sich aber schnell wieder.

„Nun, mein Bilde, besuchst du deine Mutter wieder? Das ist lieb von dir. Viel sehe ich dich nicht mehr bei mir.“

Er ließ sich still zu ihren Füßen nieder.

„Ich habe etwas auf dem Herzen, Mutter, das ich dir anvertrauen will.“

„So sprich, mein Sohn.“

Ralf atmete tief auf.

„Mutter, es geht so nicht weiter,“ stieß er hervor.

Sie bezwang ihren Schrecken.

„Was geht nicht weiter, mein Ralf?“

Er faßte ihre Hand.

„Ich ertrage das Leben so nicht, Mutter, ich habe mich für viel stärker gehalten, als ich bin. Meine Liebe zu Dagmar wächst täglich — in beängstigender Weise, und sie — sie liebt nach wie vor den anderen und sehnt sich nach ihm, nun er frei ist.“

„Weißt du das so sicher, Ralf?“ fragte die Mutter, und ein leises Lächeln huschte wie ein verlorener Sonnenstrahl über ihr gutes, liebes Gesicht.

„Ja, Mutter, ich weiß es aus tausend Anzeichen. Und vor einigen Stunden, da fand ich sie schmerzlich weinend. Sie hat mich nicht bemerkt. Aber ich weiß nun, daß sie unglücklich ist an meiner Seite. Ich bin ihr jetzt nur noch ein Hindernis. Wenn sie nicht meine Frau geworden wäre, dann könnte sie jetzt Korff heiraten, der reich und frei geworden ist.“

Die alte Dame schüttelte bedächtig den Kopf.

„Ich kann mir das gar nicht denken, Ralf, daß eine Frau wie Dagmar, mit einer so stolzen, feinen Seele, ihr Herz an einen Mann hängen kann, der sie so erbärmlich im Stiche gelassen hat, als sie arm und hilflos war.“

Er fuhr sich durchs Haar.

„Ihre Liebe zu ihm ist eben so stark, daß sie alles darüber vergißt. Ich weiß es, Mutter, tausend Beweise habe ich dafür.“

Die alte Dame streichelte sein Haar.

„Nun, das mußt du wohl besser wissen, als deine alte Mutter. Vor einer Weile war Dagmar bei mir und brachte mir dies Buch. Da hatte sie freilich verweinte Augen. Ich kann mir aber nicht denken, daß sie um diesen erbärmlichen Berräter geweiht hat. Ich müßte mich sehr täuschen.“

Er zog die Stirn wie im Schmerz zusammen.

„Du kannst es glauben, Mutter.“

Sie sah über seinen Kopf hinweg auf das Bildchen an der Wand, das Ralf als Knaben darstellte. Die Bild hatte Dagmar oft voll Interesse betrachtet und dabei tausenderlei gefragt nach allem, was mit Ralf zusammenhing. Und vorhin, als sie das Buch brachte, hatte sie wieder lange, lange vor dem Bildchen gestanden und es angesehen. Und als sie sich umwandte, hatte eine Träne an ihren Wimpern gehangen. Schnell war sie dann davongegangen.

Daran mußte Frau Jansen jetzt denken, und noch an mancherlei dachte sie, was sie in ihrer stillen Art beobachtet hatte, und was zu Ralfs Behauptung gar nicht stimmen wollte.

„Ich kann dich also nicht zu einer anderen Meinung bekehren, mein Sohn. Aber was soll nun werden, wenn du das Leben nun nicht weiter ertragen kannst?“

(Fortsetzung folgt.)

Tausende Menschen in allen Ländern der Erde verwenden seit 25 Jahren

Feller's „Elsa-Fluid“

als KOSMETIKUM

zur Pflege der Zähne, des Zahnfleisches, der Kopfhaut
Zusatz zum Waschwasser, da es wegen seiner antiseptischen, reinigenden, erfrischenden Wirkung von günstigstem Einflusse ist. Ebenso beliebt ist es als kräftige, sehr



wohltuende Einreibung

für die Glieder, den Rücken u. s. w. Es ist weitaus stärker und wirksamer als Franzbrantwein u. das beste Mittel dieser Art. Tausende Anerkennungen! Samt Packung u. Postporto kosten für Jedermann: 3 Doppelpf. oder 1 Spezialpf. . . 48 K

für Wiederverkäufer:

12 Doppelpf. oder 4 Spezialpf. 168 K
24 „ „ „ 8 „ „ „ 280 K
36 „ „ „ 12 „ „ „ 394 K
FRANKO Ihrer Poststation. Wenn Geld voraus, noch Naturalrabatt!

ALS BEIPACK: Elsa-Hühneraugenpflaster 5 K u. 7.50 K; Elsa-Mentolstift 12 K; Elsa-Streupulver 11 K; Echter Elsa-Dorsch-Lebertran 85 K; Elsa-Mundwasser 36 K; Elsa-Kölnwasser 41 K; Elsa-Nadelholzsimmerparfum 41 K; Glycerin 6 u. 30 Kr.; Lyso; Lysoform 10 Kr.; Chinesischer Tee 3 Kr.; Elsa-Unguezierpulver 15 Kr.; Mäusa- und Rattengift zu 6 Kr. u. 12 Kr.

EUGEN V. FELLER, Apotheker, STUBICA donja, Etsaplaz Nr. 335, Kroatien.

Der Spar- und Vorschussverein

r. G. m. u. H.

in Celje

im eigenen Hause Glavni trg 15
verzinst

Spareinlagen

mit 3 1/2 %

täglich verfügbar.

Bei ein- bzw. dreimonatlicher Kündigung höhere Verzinsung
Gewährt Bürgschafts- und Hypothekendarlehen sowie Kontokorrentkredite mit entsprechender Sicherstellung unter den günstigsten Bedingungen.

Handelsangestellter

der Spezialebranche, verlässlich, solid, der auch in Buchhaltung, Stenographie und Maschinschreiben befähigt und die deutsche und slowenische oder kroatische Sprache vollkommen beherrscht, wird gesucht. Anbote nebst Gehaltsansprüchen bei freier Station erbeten. Adresse erliegt in der Verwaltung des Blattes. 27599

Lehrjunge

aus besserem Hause, mit guter Schulbildung, der slowenischen u. deutschen Sprache mächtig, wird aufgenommen bei Firma Cajetan Murko, Kurz-, Wirk- und Modewaren, Ptuj, Slowenischer trg 4.

Zwei Verkäuferinnen

werden sofort aufgenommen in der Delikatessenhandlung K. Rabus i sin, Zagreb, Nikoličeva ulica Nr. 13.

Geprüfter

Maschinenwärtter

wird gesucht. Vorzustellen bei der Kemična tovarna d. d. in Šoštanj.

Geprüfter Heizer

wird aufgenommen. Vorzustellen bei Kemična tovarna, Šoštanj.

Tüchtiger

Uhrmachergehilfe

wird bei bester Bezahlung aufgenommen bei Alois Wolf, Uhrmacher, Brežice.

Kaufe Haus

mit Garten, 3 bis 4 Zimmer, höchstens eine Gehstunde von Celje, Umgebung Bežigrad, im März beziehbar. Barzahlung ca. 100 Mille Kronen. Angebote an Ambrož, Vurberk, Ptuj.

Wasserkraft!

Wassermühlen

werden zu kaufen oder zu pachten gesucht. Anträge an die Verwaltung des Blattes erbeten. 27601

Altd deutsches

Schlafzimmer

aus Nussholz, ist wegen Abreise zu verkaufen. Miklošičeva ulica Nr. 4, in der Werkstätte.

Landwirte, Achtung!

Grosse Erfolge bei **Ochsen, Kühen, Schweinen** erzielen Sie, wenn Sie zum Futter das

Nährpulver Redin

des Apothekers Piccoli in Ljubljana beimischen.

Tvorničko skladišče papira

nudja uz najjeftinije cijene:

Novinski papir nesatiniran, vel. 58x84 i 63x95

Tiskovni papir srednje fini, satinirani, vel. 63x95

Kuler papir u četiri boje vel. 63x95

Omotni papir u rolama

Omotni papir u arcima

Ljepenka

Listovni papir

Papirnate vrećice

Pisači pribor kao i sve

ostale vrsti papira:

St. Kugli (L. Miller)

Zagreb.

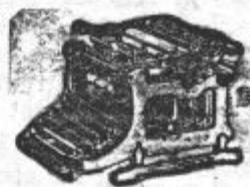
:: Narodna kavarna ::

Montag, den 26. Dezember (Stephanitag)

um 8 1/2 Uhr abends

SALON-KONZERT

der Militär-Kapelle der Dravske divizije aus Ljubljana.



Schreibmaschinen, Farbbänder, Kohlepapier, Durchschlagpapier, Durchschreibepapier (Indigopapier) Wachspapier, Schreibmaschinenöl, Registrierkassen, Reparaturen

Ant. Rud. Legat

Spezialgeschäft

für Schreibmaschinen und Büroartikel, Maribor, Slovenska ul. 7, Telephone interurban Nr. 100.

Krawatte

blau, braun, mit goldener Nadel in Form eines Viereckes mit rotem Stein (Herz) von der Stadt bis Lava am 14. Dezember verloren. Abzugeben gegen Belohnung beim Portier des Hotels Balkan, Celje.

Herr Interberger

ersucht uns, allen seinen Freunden und Gönnern anlässlich des bevorstehenden Weihnachts- u. Neujahrfestes seine herzlichsten Grüße und Segenswünsche zu entbieten.

Witwer

in den 50er Jahren, mit 2 Mädchen, rüstig und arbeitsam, musikalisch, Realitäten- und Werkbesitzer, nicht weit von Maribor, sucht fesches wirtschaftliches Mädchen mit entsprechendem Vermögen — Musikkenntnisse (Klavier) erwünscht — kennen zu lernen. Freundl. Nachrichten mit Bild und voller Adresse werden unter »Lebenssymphonie 27590« an die Verwaltung des Blattes erbeten.

Mäuse, Ratten, Wanzen, Rissen

Erzeugung und Versand erprobt radikal wirkender Vertilgungsmittel, für welche täglich Dankbriefe einlaufen. Gegen Haus- u. Feldmäuse 16 K; gegen Ratten 20 K; gegen Rissen u. Schwaben extrastarke Sorte 25 K; extrastarke Wanzenmittel 15 K; Mottenmittel 10 u. 20 K; Insektenpulver 10 u. 20 K; Salbe gegen Mottenkäse 10 K; Laussalbe für Vieh 10 K; Pulver gegen Kleider- und Wäschekäse 10 u. 20 K; Pulver gegen Geflügelkäse 10 u. 20 K; gegen Ameisen 10 u. 20 K; Versand per Nachnahme. Ungelieferte Vertilgungsanstalt M. Jänker, Petrinjska ulica 3, Zagreb 113, Kroatien.

Drucksachen



für Aemter, Handel, Industrie und Gewerbe liefert in bester Ausführung
Vereinsbuchdruckerei Celje, Celje

Wasserhelles 0.762er, für Motor und Autobetrieb vorzüglich geeignetes

BENZIN

in beliebigen Mengen bei der A.-G. für Maisverarbeitung u. Oelfabrikation in Veliki Bečkerek
preiswert erhältlich.

Telegrammadresse: Oelfabrik Velikibečkerek.

Herren-, Damen-, Kinder-, Tanz- und Haus-

Schuhe

Gummiabsätze und erstklassige Schuhcreme
kauft man von der einfachsten bis zur feinsten Ausführung billigst bei

Anica Traun, Maribor, Grajski trg I.

Enorme Auswahl in

Herrensocken, Damen- und Kinderstrümpfen.

Drucker, Verleger und Herausgeber: Vereinsbuchdruckerei „Celje“ in Celje. — Verantwortlicher Schriftleiter: Franz Schauer.